

Sonntags-Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.
Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Der Karlsberg.

Ein kultur-geschichtlicher Roman in vier Abtheilungen von Ernst Pasqué.

(Fortsetzung.)

Nicht so gelang es ihm mit Jana. Vor der Zigeunerin, die einstens sein Weib gewesen, empfand er eine Furcht, die er nimmer zu besiegen vermochte, welche Gewalt er sich auch dazu anthat. Ihre letzten Worte, schlimmer wie Flüche, klangen ihm immer und immer wieder in die Ohren, und mit jedem Tage sogar greller und furchterweckender. Er fürchtete sich schon, nur an das wilde Weib zu denken, und der Mann, der hohnlachend seinen eigenen Herrn erwürgt haben würde, hätte es nimmer gewagt, der alternden Zigeunerin vor die Augen zu treten. Es war ein Gefühl der Angst, das etwas Unnatürliches, Abergläubisches hatte; der ehemalige Zigeuner Hanusch Destero war, wohl wieder nach langen Jahren in dem herzoglichen Forstmeister Destner wach geworden.

Als der Herzog ihm vorhin auf der Jagd so plötzlich und unerwartet den Namen „Jana“ genannt, ihm den uns bekannten Befehl gegeben, da war es, als ob ein Schlag Destner's Hirn getroffen, als ob ein Fieberfrost seinen ganzen Körper geschüttelt. Nimmer wäre es ihm möglich gewesen, den Auftrag persönlich auszuführen, und so hatte er denn auf die Gefahr hin, sich mit seinem Herrn zu überwerfen, einen Anderen damit beauftragt.

Im Zelte der Zigeunerin war es gerade an diesem Tage ungemein lebendig zugegangen. Boten waren gekommen aus der Pfalz, aus dem Elsaß und aus Paris, die Wichtiges gebracht haben mußten. Denn Jana war, wenn die Gluth des Hasses in ihrem Herzen wohl auch erloschen schien, doch noch immer die Soberana ihres Volkes, für dessen Heil sie in ihrer Weise sorgte, dessen Schritte sie in dem wilden Getriebe der Zeit lenkte. Die Ihrigen hatten in ihrer

Weise redlich mitgewirkt, das Feuer der Revolution an deren eigentlichen Herde, in Paris, zu schüren und zur hellen Flamme zu entfachen, deren blutiger Schein die entsetzlichen Gräuelt des 10. August und der Septembermorde beleuchtete. In ihrem eigenen Interesse glaubten die fränkischen Zigeuner zu arbeiten, selbst wenn sie dabei auch in Diensten eines Großen standen, dem an dem Fortgange der Revolution, an dem Untergange des Königthums mehr gelegen war, denn an seinen Millionen. Und von Allem, was da vorging, was geschehen sollte, erhielt die Soberana in den pfälzischen Landen Nachricht, wie auch in den wildesten Tumulten ihre Befehle respektirt und ausgeführt wurden.

Der Augenblick war nicht mehr fern, wo all' dies Streben und rastlose, heimliche Arbeiten das ersehnte Resultat herbeiführen sollten. Nachrichten hatte Jana aus Paris erhalten, entsetzliche, die jedoch ihr Auge in dem alten Feuer des Hasses aufleuchten ließen und ihr sagten, daß die Ankunft der Rächer, der Soldaten der Freiheit, sich nur noch um Tage verzögern könne.

Da trat der Abgesandte des Herzogs, oder vielmehr Destner's, in ihr Zelt und richtete mit befehlenden Worten seinen Auftrag aus.

Erstaunt vernahm Jana die Rede des Jagdjunkers, anfänglich brauste es in ihr auf, dann aber verstummte sie und schien nachzusinnen. Endlich nahm ihr Antlitz einen furchtbaren Ernst an und mit ihrer tiefen Stimme sprach sie:

„Ich werde kommen.“

„Sogleich! also lautet der Befehl Seiner Durchlaucht,“ ergänzte der Jagdjunker.

„Ich werde kommen, wenn es an der Zeit ist — frei-

willig! und nicht nach dem Befehle Deines Fürsten. Das sage Deinem Herrn.“

Die Zigeunerin hatte in einer so imponirenden Weise gesprochen, daß der Jagdjunker erstaunt zurückfuhr und einen drohenden Fluch hinunterschluckte, der sich zuerst über seine Lippen hatte stehlen wollen. Noch einmal, nur schüchterner wiederholte er seine Aufforderung, doch Jana antwortete ihm nicht, sie beachtete den goldbetreften jungen Kavaliere nicht einmal mehr. In die Kissen ihres ehemals so prächtigen Divans gestreckt, schien er für die Sinnende nicht weiter vorhanden zu sein.

Der Herr Jagdjunker kehrte nach dem Karlsberge zurück; vor dem Thore der Karlslust traf er den Forstmeister Destner, der ihm die Antwort auf seine Botschaft mit finster zusammengezogenen Brauen abnahm, dann voraus nach dem Schlosse sprengte, um sie dem harrenden Herrn zu überbringen.

Der Herzog hörte den Bericht Destner's mit auffallender Ruhe an, er fühlte wohl, daß, wie für ihn die Zeit der unumschränkten Herrschaft, für seine Unterthanen, selbst für die elenden Zigeuner die des blinden Gehorsams vorüber sei. Sein Drohen und Wüthen war nutzlos, weil ungefährlich geworden. Keiner zitterte mehr, wie früher, selbst nicht der elendeste Bauer, wenn Er die Brauen runzelte. Es war vorbei, eine neue Zeit begann, wie für den Knecht, so auch für den Herrn.

Diese und ähnliche Gedanken mußten wohl auf dem Heimwege ihn beschäftigen und seine Aufwallungen beschwichtigt haben. Nachdem Destner geendet, erfolgten keine Zornesausbrüche, finster schritt er einige Male in seinem Gemache auf und nieder, dann aber sagte er nur die Worte:

„Ich werde ihrer harren.“ —

Die Nacht war gekommen, der Karlsberg ruhte und auch sein Herzog, der die Zigeunerin vergebens erwartet hatte, schlief. Doch es war kein erquickender Schlaf, denn stöhnend warf er sich auf seinem weichen, prächtigen Lager umher. Nur in dem inneren Vorzimmer wachten die treuesten der getreuen Lakaien, wie in dem *Oeil de boeuf* die Gardisten.

Da betrat durch das Pfortchen des Eremitagen-Thores eine verhüllte weibliche Gestalt den Bereich des Schlosses. Es war Jana, welche kam, ihr Wort zu lösen. Im Flur der Eremitage wollte ein Schauer den Körper des Weibes schütteln, doch ihre starke Willenskraft bannte ihn, und weiter eilte sie, durch den Verbindungsgang in das eigentliche Schloßgebäude. Sie kannte den Weg wohl, und jede Thüre, jedes Pfortchen, die sie zu durchschreiten hatte, erschloß der Schlüssel, der sich seit der Erbauung des Karlsberges in ihren Händen befand und anfänglich so oft von ihr benutzt worden war.

Bald huschte sie über den matterhellsten Korridor der ersten Etage und betrat das *Couloir*, welches durch das leerstehende Appartement, an dem gelbseidenen Papageien-Salon vorüber, durch allerlei heimliche Gänge, Kammern, nach dem inneren Schlafzimmer des Herzogs führte. Noch war Alles im selben Zustande, wie vor Jahren, und ohne Aufenthalt setzte Jana ihren Weg fort.

Plötzlich hemmte sie überrascht ihre Schritte und horchte. Sie war in der Nähe des gelben Salons angelangt, und

nun drangen Töne, Worte an ihr Ohr, die das starke Weib zusammenfahren machten, im ersten Augenblicke Furcht sogar einflößten.

In einem der Zimmer sprach eine zitternde, meckernde Weibestimme halblaut allerlei unzusammenhängende Worte, die dann von unheimlich klingendem Lachen, nun wieder von singenden Tönen, wie ein zahloser Mund sie zitternd hervorzubringen vermag, unterbrochen wurden. Es war, als ob ein Kind zu Bette und zur Ruhe gebracht werden sollte, denn nun war es der Anfang eines französischen Wiegenliedchens, welches in abgerissenen, entsetzlich klingenden Tönen laut wurde.

Jana horchte wie gebannt. — Nein! es konnte keinem Kinde, nur einer Puppe gelten — die unheimliche Sprecherin rief es jetzt unter einem grellen Aufschachen — einer Puppe, die ihren Kopf verloren hatte und endlich zur Ruhe gebracht werden mußte.

Es war die wahnsinnige Mutter Agnes, die Nachts wohl keinen Schlaf mehr finden konnte.

Jana schauderte; mit einem unterdrückten wilden Schmerzensschrei eilte sie weiter und betrat endlich durch die geheime Thüre in der seidenen Tapetenwand den Schlafraum des Herzogs.

Ihre Vorsätze waren geschwunden, ihr Auge blickte in der alten Gluth des Hasses auf und die Hand zückte einen blinkenden Dolch über den im Schlafe stöhnenden Herzog. Zugleich leuchtete sie in grimmer Erregung:

„Wach' auf! — wach' auf, Unglückseliger — Mörder! — oder Du bist todt!“

Der Herzog erwachte. Jäh fuhr er von seinem Lager empor und starrte schreckensbleich, keines Lautes fähig, die furchtbare Gestalt an, welche, von dem matten Schein der Lampe beleuchtet, ihn mit ihren glühenden Augen anstarrte und die todtbringende Waffe auf ihn gezielt hielt.

Endlich schien er sie zu erkennen, und während er sich krümmte, die Hände wie bittend vor sich streckte, klang es von seinen bleichen, zitternden Lippen:

„Jana?! —“

Noch einen Augenblick betrachtete die Zigeunerin den Hülflosen, der sich zitternd vor ihr wand, dann ging eine rasche Veränderung mit ihr vor. Der Zorn verwandelte sich in Verachtung, der Dolch verschwand, und in einem Tone, der immer eifriger wurde, sprach sie:

„Zittere nicht mehr! vor mir bist Du sicher — Dein Leben muß mir ja heilig sein, denn der Tod wäre keine Strafe für Dich. — Doch rede! warum hast Du mich hierher beschieden, was willst Du von mir?“

„Es war wohl nur ein böser Traum,“ stöhnte der Herzog, der jetzt wohl erst vollständig wach geworden war und die nun scheinbar ruhig vor ihm stehende Zigeunerin überrascht anschaute. „Wie kämst auch Du dazu, Dein Messer auf mich zu richten, der ich Dir nur Gutes gethan habe?“

Jana's Auge blickte wieder drohend auf, doch sofort sagte sie in einem Tone, der wie greller Hohn klang:

„Eben deshalb wache ich über Dich, Dein — theueres Leben, und bin gekommen, Dir zu antworten. Frage, rede!“

Der Herzog, welcher den früheren Vorgang wohl wirk-

sich für eine Nachwirkung seines Traumes halten mochte, auf alle Fälle sich nun in Sicherheit glaubte, weil seine Hand den Klingelzug, der rasche Hülfe herbeischaffen konnte, hielt, schwieg einen Augenblick, dann sprach er rasch:

„Und warum bist Du nicht zu mir gekommen, sogleich, wie ich es befohlen? Ich habe Deiner vergebens mehrere Stunden gewartet.“

„Du ließest mich Jahre warten,“ murmelte die Zigeunerin fast lautlos, dann aber hob sie den Kopf und sagte rasch und laut: „Freue Dich, daß Du mich nicht früher gesehen, mein Kommen bedeutet für Dich nur Unheil. Doch rede!“

Noch zögerte der Herzog, endlich richtete er sich in seinen Kissen vollends auf, nahm eine sitzende Haltung an und sprach langsam:

„Einmal — vor Jahren — in einem entscheidenden Augenblicke meines Lebens, hast Du mir die Zukunft vorhergesagt. — Kannst Du dies auch heute?“

Eine ganze Weile schaute Jana den Sprecher an, ihr Blick drückte eine solche innere Befriedigung, eine solche Ueberlegenheit mit Hohn gepaart aus, daß der Herzog sein Auge niederschlagen mußte. Endlich sprach sie:

„Ich kann es und will es! — und weiß, warum ich es will — doch wird es Dein Unglück sein!“

„Rede! ich troze meinem Schicksal!“ klang es mit wildem Aufschrei.

„Dann höre!“ entgegnete Jana nach einer Pause, indem sie sich hoch aufrichtete. Wieder flammte ihr Auge auf, doch hatte sein Feuer diesmal einen seltenen, prophetischen Glanz und die alternden Züge gewannen Spuren ihrer ehemaligen dämonischen Schönheit. Eine wilde Freude überslog sie, trotz der ernststen Rede.

Lautlos, unbeweglich horchte der Herzog den inhaltschweren Worten, die wie eherne Glockentöne an sein Ohr klangen.

„Die Stunde der Großen dieser Erde ist gekommen,“ sprach Jana. „Daß die Revolution in Frankreich Siegerin, das unterdrückte Volk dort souverän geworden ist, weißt Du, wenn Du es Dir auch nicht in solchem Umfange geschehen willst. Doch Du ahnest nicht einmal, was das Volk vollbracht hat. Höre! Seinen Tyrannen legt es die Köpfe vor die Füße; in Paris hat die Guillotine das rächende Werk fortgesetzt, und wie durch sie und die Septembriker der blutsaugende Adel und die heuchlerischen Gottesknechte von der Erde vertilgt wurden, so hat nun auch das Strafgericht das eigentliche Haupt des Adels getroffen: Ludwig Capet, der *ex-avant*-König von Frankreich, ist durch die Guillotine gerichtet worden, der Henker hat sein blutiges Haupt dem Volke als das eines Verräthers gezeigt. Sein Weib, die verhaßte Oesterreicherin, und Alle, Alle, die zu ihrer Rasse gehören, werden ihm folgen.“

Einen Schrei des Entsetzens stieß der Herzog aus, dann schlug er die Hände vor das Gesicht und sank kraftlos in seine Kissen zurück.

Jana fuhr fort, sich mehr und mehr entflammend:

„In ganz Frankreich wird die Guillotine ihre rächenden Blutfeste feiern und das so lange geknechtete Volk keinen seiner früheren Herren, noch deren Brut und Anhänger am Leben lassen. Die in Lumpen einhergehen, werden endlich

die Welt beherrschen, denn überall wird sich wiederholen, was in Frankreich geschehen, in Deutschland! — hörst Du es? — in Deutschland, wie in der ganzen Welt — wenn auch vielleicht nicht jetzt, doch sicher in Jahren — in einem Jahrhundert — und dann furchtbarer, als heute! — Neue Unterdrücker werden kommen — heute heißen sie der Adel — in hundert Jahren ist es das Gold der reich gewordenen Bürgerlichen, die sich am Schweiß der Armen mästeten, und dann ist die Reihe an diesen! Dann erst wird das Wort, dessen Du und Deinesgleichen sich gerühmt, wahrhaft in Erfüllung gehen — dann erst kommt die Sündfluth, die Alles — und Alle verschlingen wird!“

Während dieser entsetzlichen Rede hatte Jana's Gestalt sich mächtig gehoben und wie eine dämonische Seherin stand sie da, den Blick in die dunkle Ferne gerichtet. Jetzt aber beugte sie sich über den wie vernichtet, ohnmächtig auf seinem Bette liegenden Herzog, und in tiefem, glühendem Tone raunte sie ihm in's Ohr:

„Das ist mehr, als Tod! — Du wirst leben — Deine Sünden, Deine Schuld büßen bis an Dein Ende. Jana wird über Dich wachen. Ist es an der Zeit, wirst Du von ihr hören — sie zum letzten Male wiedersehen.“

Unheimlich, furchterweckend klang der Ton dieser letzten Worte durch das Gemach, dann ward es stille.

Der Herzog regte sich nicht. Das Entsetzliche, was er vernommen, hatte ihn in Wahrheit darniedergeworfen, betäubt, und als er nach einer langen Weile wieder zu sich kam, von Furcht und Schrecken geschüttelt, aufschaute, war das Gemach leer und die Zigeunerin verschwunden.

Am anderen Morgen beim Ankleiden vermißte er einen seiner Ringe, die er vor dem Schlafengehen auf einen Tisch zu legen pflegte. Nur Jana konnte ihn entfernt, mitgenommen haben. Trotzdem wagte er nicht, nach der Zigeunerin zu senden und das Vermißte zurückzuverlangen. Er mußte das werthvolle Schmuckstück verloren geben. Auch dachte er bald nicht mehr daran, denn die Ereignisse, welche sich in schrecken-erregender Eile mehrten, überstürzten, für den Herzog und das Zweibrücker Land sich immer drohender gestalteten, nahmen seine ganze Geistesthätigkeit in Anspruch.

Zweites Kapitel.

Flucht! — Die Strafe beginnt.

Zweibrücken war von den Franzosen neutral erklärt worden, doch die Schreckensherrschaft brach an, und der Konvent von heute kehrte sich nicht an einen Beschluß, den er gestern gefaßt. Den Heerführern der Republik waren andere Weisungen zugegangen und General Landremont erhielt Befehl, das Herzogthum zu besetzen, dessen zeitweiligen Machthaber, Herzog Karl den Zweiten, gefangen zu nehmen.

Wenige Tage nach der erzählten nächtlichen Unterredung des Herzogs mit der Zigeunerin, am Nachmittage des 9. Februars, überschritten mehrere französische Dragoner unter Anführung eines Kapitäns in der Gegend von Hornbach die Grenze und ritten auf die Stadt Zweibrücken zu. Unterwegs begegnete ihnen ein Bäuerlein, das mit einem kleinen Bündel auf der Schulter, einen Stock in der Hand,

wohl auf der Wanderung begriffen war und bei dem Anblicke der feindlichen Kavallerie nicht wenig erschraf.

Plötzlich sprengte der Kapitän auf den Bauer zu, und während die Dragoner auf seinen Befehl ihren Weg fortsetzten, begann er in deutscher Sprache und befehlender Weise ein kurzes Gespräch mit dem Manne.

„Woher des Weges und wohin? — Wie heißt Du?“

„Ich bin der Niklas Pfeiffer von Rohrbach, droben bei Homburg,“ antwortete das Bäuerlein zitternd, „komme vom Ringweiler-Hof, wo mein Tochtermann haust, und will heim.“

„Bist Du auf dem Karlsberge bekannt?“

„Ei freilich, Herr Kapitän! war lange Jahre Gartenknecht und Wärter in der Karlslust, und wäre es noch — wenn —“

„Das trifft sich gut!“ unterbrach der Kapitän den bereits ruhiger gewordenen Mann. Dann fuhr er leiser fort, indem er ein Notizbuch unter seiner Uniform hervorlangte: „Willst Du für mich einen Gang nach dem Karlsberge, oder vielmehr nach der Karlslust, thun, so soll es Dein Schaden nicht sein. Ich passire mit meinen Leuten — und noch vielen Anderen — Rohrbach und werde dann dafür zu sorgen wissen, daß es Deinem Anwesen nicht gar zu schlimm ergehen soll. Darfst Vertrauen zu mir haben, stecke ich auch in einer französischen Uniform, so bin ich doch ein ebenso guter Pfälzer, als Du einer bist. Ich heiße Henry Dümmler.“

„Ah! mit tausend Freuden will ich den Gang thun, Herr Kapitän,“ rief der Bauer jetzt mit strahlendem Gesichte. „Ihr seid wohl vom Karlsberg daheim, denn dort, in dem Louisenhof, habe ich vor Jahren einen Förster Cures Namens gekannt.“

„Das ist mein Vater,“ warf der Kapitän ein, indem er hastig einige Zeilen auf ein Blatt seines Büchleins schrieb.

„Sagt, was ich zu thun habe, und ich führe es aus, bei dem Heile meiner armen Seele.“

„Diese Zeilen bringst Du in der Karlslust einer Frau, die auf dem großen Plage in dem bunten türkischen Zelte wohnt. Jانا ist ihr Name.“

„Ich weiß es! Doch,“ klang es zögernd, „ist hoffentlich nichts Uebles damit verbunden?“

„Im Gegentheil! Du thust ein gutes Werk, mein Wort darauf! Da nimm, doch eile Dich, noch vor Nacht mußt Du an Ort und Stelle sein, sonst geschieht ein Unglück und auf Dich fiele die Verantwortung.“

„Ich laufe, so rasch meine Beine nur können. Verlaßt Euch auf mich.“

„In Rohrbach sollst Du von mir hören. Adieu!“

Damit sprengte der Kapitän wieder davon und seinen Leuten nach, die bereits einen bedeutenden Vorsprung hatten, und der Bauer, Niklas Pfeiffer von Rohrbach, setzte mit seinem gewiß inhaltreichen Bettelchen seinen Weg nach dem noch ziemlich fernen Karlsberge fort.

Gegen elf Uhr Nachts war es, als er das Ziel seiner mühsamen Wanderung erreichte und Jانا den Zettel des deutsch-französischen Kapitäns übergeben konnte.

Die Zigeunerin überflog den Inhalt. Es waren nur wenige Zeilen, die lauteten:

„Heute besetzt General Vandremont das Herzogthum;

um Mitternacht bemächtigt sich eine starke Abtheilung Kavallerie des Karlsberges.“

„Und des Herzogs!“ — ergänzte Jانا die Mittheilung. Doch im folgenden Augenblicke schrak sie zusammen und rief voll Aufregung: „Nein, nein! das darf nicht geschehen, sie würden ihn nach Paris schleppen, guillotiniern, und er muß leben, lange leben, um lange — lange und schwer zu büßen.“

Dann nahm sie ein weites dunkles Kopftuch, einen Mantel, hüllte sich hinein und trat vor das Zelt. Wiederum erklang der mehrfache schrillende Ruf und rasch tauchten die zerlumpten Männer von allen Enden des Platzes auf. Jانا sprach in ihrer Sprache zu ihnen und ein wildes Jubelgeheul beantwortete für einen Augenblick das Gehörte. Dann verschwanden die unheimlichen Gestalten und die Zigeunerin forderte den Bauer, welcher zitternd und staunend die eigenenthümliche Szene mit angesehen, gebieterisch auf, ihr zu folgen. Durch den Park ging es auf offenem, dem nächsten Wege nach dem Schlosse.

Hier lag bereits Alles im Schlasse, die so nahe drohende Gefahr nicht ahnend. Jانا drückte dem Bauer einen Gegenstand in die Hand, es war ein schwerer goldener Ring, dann sagte sie ihm hastig, indem sie auf den matt erleuchteten Haupteingang des Mittelbaues deutete:

„Eile zum Herzog — den Ring zeige allerwegen und man wird Dich zu ihm gelangen lassen. — Ihm giebst Du ihn, und er wird Deinen Worten glauben. Du sagst, daß die Besitzerin des Ringes Dich geschickt: die Gefahr wäre groß, der Feind nahe und sie wohl in einer halben Stunde hier; nur die schnellste Flucht könne den Herzog retten. Vor der Eremitage harre der Wagen. Heimlich solle er den dortigen Ausgang zu erreichen suchen. Jetzt eile, kein Augenblick ist zu verlieren!“

Während der Bauer eifertig die Treppe erstieg, verließ Jانا flüchtigen Fußes den Schloßhof und eilte den Nebengebäuden zu, wo Ställe, Remisen und die Wohnungen der Kutscher sich befanden.

Keine Viertelstunde später verließ ein einfach gedeckter Wagen, mit vier Pferden bespannt, den Hof und fuhr rasch auf einem Seitenwege nach der rückwärts bei der Eremitage sich hinziehenden Allee.

Nachdem Jانا dies in's Werk gesetzt, war sie wieder hinaus vor das Schloß, dann in der Richtung nach dem nördlichen Ende des Berggrückens geeilt. Unterwegs horchte sie; ein fernes wirres Getöse glaubte sie zu vernehmen.

„Sie kommen!“ leuchtete die Zigeunerin in einem Tone, der eine entseßliche Befriedigung kündete, während ihre Augen wie ein paar leuchtende Kohlen immerfort das Dunkel der Nacht zu durchdringen suchten. „Die Meinigen sind auf ihrem Posten und in einer halben Stunde wird es geschehen. Er soll es erleben — dies der Anfang seiner Strafe sein!“

Dann eilte Jانا weiter, so rasch sie nur konnte. Kennend ging es die bewaldete Anhöhe hinab, und endlich verschwand sie in der Gegend des Königsbruchhofes.

Niklas Pfeiffer war glücklich bis in das innere Wohnzimmer gedrungen, der Ring des Herzogs hatte ihm einen Weg verschafft durch die Wachen, nun nahm ihn der Leibkammerdiener, über das Aussehen des seltsamen Boten zu

Tode erschrocken, in Empfang und führte ihn sofort in das Schlafzimmer des Herzogs.

Dieser sprang aus dem Bette und begann, mit Hilfe des Kammerdieners, sich anzukleiden.

„Fort! — augenblicklich!“ keuchte er abgerissen, in einer fast wahnsinnigen Aufregung. „Der Mann sprach die Wahrheit — sie weiß Alles, hat Alles besorgt — den Wagen werden wir an Ort und Stelle finden. Doch stille — behutsam! Niemand darf unsere Flucht ahnen. — Du begleitest mich, trägst die Kiste dort — der Mann mag mit uns gehen — auf demselben Wege darf er nicht mehr zurück — er könnte uns verrathen! — Fort, fort!“

Wo war der gewalthätige Fürst von ehemals geblieben? Der in seiner Sicherheit sich wiegende, so rücksichtslose Despot zitterte wie ein Glender vor der nahen Gefahr, nicht rasch genug glaubte er ihr entfliehen zu können. Nur an sich, an sein kostbares Leben dachte er, nur seine Person wollte er in Sicherheit bringen — was mit Jenen geschehen würde, die bis zuletzt bei ihm ausgehalten, kümmerte ihn nicht, er dachte nicht einmal daran!

Endlich war er fertig angekleidet. Ein warmer Mantel umhüllte die zitternde Gestalt, auch dem Kammerdiener hatte er ein ähnliches Stück der eigenen Garderobe allergnädigst bewilligt. Dieser barg das inhaltreiche schwere Kistchen unter der weiten Hülle, ein Licht in der Hand, schloß er die geheime Thür in der dunklen Seidentapete auf und betrat das enge Couloir. Der Herzog folgte und Niklas Pfeiffer, ebenfalls eine brennende Kerze tragend, schloß den kleinen Zug.

Nur einen flüchtigen Blick warf der Herzog zurück auf die prächtigen, üppigen Räume, wo er gelebt, genossen und — gesündigt, dann eilte er weiter, während ein Schaudern seinen Körper überrieselte.

Rasch ging es vorwärts auf dem geheimen Wege. An dem verhängnißvollen gelben Papageien-Salon mußten sie vorbei und der Herzog fühlte seine Kniee wanken. Da hörte er plötzlich das heisere Gefrächz der Wahnsinnigen. Mutter Agnes wachte, wie in jeder Nacht, und versuchte unter unheimlichem Singen und Reden ihre kopflose Puppe zur endlichen Ruhe zu bringen, was ihr jedesmal erst mit den erlösenden Strahlen des neuen Tages zu gelingen schien.

Der Herzog unterdrückte einen jähen Aufschrei, sein Haar sträubte sich und wie ein Verzweifelter stürmte er weiter.

Nun gelangten sie durch den verdeckten Gang in die Eremitage. Die Kraft des Sünders war zu Ende — grell flammte das Bild in seiner Seele auf, das er geschaut, als er zum letzten Male an diesem verfluchten Orte gewellt. Seine Kniee wankten, und hätte der arme Bauer den hohen, gebietenden, jetzt so gedemüthigten Herrn nicht gestützt, müde nach der von dem Kammerdiener geöffneten Thür geleitet, der Herzog wäre zusammengesunken und wohl ohnmächtig auf den Fliesen des Flurs liegen geblieben.

Endlich! — endlich war das äußere Thor passiert. Der Wagen stand bereit und die beiden Männer bemühten sich, dem an Geist und Körper gebrochenen Fürsten beim Einsteigen behilflich zu sein. Der Kammerdiener setzte sich zu ihm und der Kutscher, der wohl die nöthigen Befehle erhalten haben mochte, trieb die Pferde zu raschem Laufe an.

Bald war der Wagen den Augen des ihm nachblickenden Bauern entchwunden.

Anfangs ging es, weil auf geebneten Straße, rasch voran, doch bald lenkte das Gefährt in einen schlechten Weg ein, der zwischen den Höhen durch ein enges Thälchen nach der Ebene führte und in der Nähe des Königsbruchhofes auf die bessere Straße mündete. Es war derselbe Weg, den Destner vor wenigen Tagen geritten.

Nun ging es nur langsam vorwärts, und Mitternacht war vorüber, als das Gefährt den bekannten Hof passirte und in die Hauptstraße einbiegen wollte.

Hier nahm der Wald den Wagen auf, doch kaum hatten die Pferde die Straße betreten, den Saum des Waldes erreicht, als sie stupten, sich bäumten und trotz aller Peitschenhiebe des immer ängstlicher werdenden Kutschers nicht mehr von der Stelle wollten. Sie blieben endlich wie am Boden festgewurzelt stehen.

Aus dem Boden war eine dunkle Gestalt, ein Weib in Tücher gehüllt, getreten, hatte sich vor die Pferde aufgepflanzt und diese zum Stehen gebracht.

Der entsetzte Kutscher, an einen Spuk glaubend, bekreuzigte sich zitternd, doch die Fremde gebot ihm mit einer Stimme, die keinen Zweifel über ihre Wirklichkeit ließ, Halt und schritt dann auf den Wagen zu, dessen Thür sie mit wilder Gewalt aufriß.

Der Herzog, welcher während der langen Fahrt in etwas seine Ruhe wiedergefunden hatte, erkannte die Fremde.

„Jana!“ kreischte er auf, von einem neuen Schrecken erfaßt.

„Heraus, auf die Straße, und schau' dorthin!“ klang es ihm in einem Tone, den eine wilde, entsetzliche Freude durchzitterte, entgegen. Zugleich fühlte er, wie zwei Hände ihn erfaßten und gewaltsam aus dem Wagen zerrten.

Endlich betrat er die Straße, da zog Jana ihn einige Schritte zur Seite und deutete in die Ferne.

Einen wehen Angstschrei stieß der Herzog aus.

Es war wohl dieselbe Stelle, wo er vor wenigen Tagen, bei seiner letzten Jagd, gehalten und sinnend nach dem Karlsberge ausgeschaut. Wieder hielt er das Auge auf sein Schloß gerichtet, doch ein anderer Anblick war ihm geworden. Eine mächtige Flamme loderte auf dem Berge empor, hoch zum Himmel, den sie röthete und zugleich den ganzen Bergrücken in schreckenerregender Weise erhellte.

Das Schloß brannte lichterloh und ein wirres Getöse von jubelnden Stimmen drang durch die Stille der Nacht an sein Ohr.

Die Hände schlug der Fürst vor das Gesicht und röchelnde Laute tödtlichen Schmerzes, grimmer, ohnmächtiger Wuth entranken sich seiner heftig arbeitenden Brust.

Da riß die Zigeunerin mit wilder Kraft ihm die Hand von dem Auge, und sie krampfhaft festhaltend, raunte sie ihm in glühendem Tone zu:

„Deine Strafe beginnt! Was Du geschaffen, woran Dein Herz gehangen, mußt Du in Nichts zerrinnen sehen. Jetzt fliehe! — lebe, leide und büße! Das ist die Rache des Weibes, das Du mit Füßen getreten, der Mutter, der Du ihr Kind gemordet. Dies Geständniß, das Dir in solchem Augenblick wird, den Anblick dort, nimm mit Dir!

sie werden genügen, Dir die Tage, welche Deinem Leben noch bleiben, zu einer Hölle zu gestalten. Nun weißt Du, weshalb ich in jener Nacht das Messer auf Dich zückte und Dir dennoch Dein elendes Leben ließ. — Lebe und verzweifle!“ —

Mit gewaltiger Kraft hatte sie den Arm des Herzogs von sich geschleudert, so daß dieser nach dem Wagen zurücktaumelte, wo die Arme des zitternd dastehenden Kammerdieners den fast Besinnungslosen auffingen.

Die Zigeunerin war verschwunden.

Wenige Augenblicke später, während die Flammen auf dem Karlsberge immer heller loderten, das wirre Geschrei immer lauter, greller erkünte, rollte der Wagen mit dem unglücklichen, verurtheilten Fürsten durch den Wald dem sicheren Landstuhl, dann Kaiserslautern entgegen — doch gewiß auch einer Zukunft voll selbstpeinigender, verdienter Dual. —

Drittes Kapitel.

Licht! — Freiheit!

Kapitän Dümmler war mit seinen wenigen Reitern in Zweibrücken angekommen und hatte dort vor dem Rathhause Posto gefaßt. Anfänglich staunten die Bürger über das unerwartete Erscheinen der Franzosen, dann aber brach ein Jubel los, der sich bald zum wildesten Enthusiasmus steigerte. Als etwa eine Stunde später eine Abtheilung Kavallerie von mehreren Hundert Mann in die Stadt einrückte, da hatten die schier toll gewordenen Zweibrücker bereits einen großen Freiheitsbaum gepflanzt.

Während die freiheitslüsternen Pfälzer Bürger mit den neufränkischen Sansculotten um das Emblem der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit tanzten und die Carmagnole sangen, ein Theil der angekommenen Kavallerie, von allerlei Volk gefolgt, wieder aufbrach, um nach Homburg, dem Karlsberge zu ziehen, verließ Kapitän Dümmler mit etwa zehn Mann Zweibrücken von der entgegengesetzten Seite und ritt nach Bliesthal, dann der lothringischen Grenze, Bliestholzen, zu. Das Kloster Gräfinthal war sein Ziel; die Stunde war gekommen, die er seit Jahren erwartet und herbeigesehnt. —

Eine lange Zeit, bis in's dritte Jahr, ist das Verhältniß der vier Personen zu einander dasselbe geblieben, wie es Henry damals von Hans von Altheim geschildert worden war. Der Vater hatte sich gefügt, an den Gedanken, daß sein liebes Kind der Kirche angehöre, gewöhnt, und da er Louise fast zu jeder Zeit sehen konnte, da er sie stets ruhig, gefaßt, scheinbar glücklich fand, so war auch ihm ein stilles Glück zurückgekehrt, das er festhalten wollte bis an das Ende seines Lebens.

Hans von Altheim sprach nicht aus, was er empfand, doch im Herzen baute er auf die Worte Henry's und hoffte. Aufmerksam verfolgte er den Gang der Ereignisse in Frankreich, im eigenen Lande, rings um ihn her, und sein einziger Trost war, sich mit dem treuen Limburger darüber aussprechen, seinen geheimsten Hoffnungen und Wünschen nur andeutungsweise Ausdruck geben zu können.

Zu Anfang dieses Jahres 1793 geschah in dem kleinen Kreise etwas, was lange vorauszusehen gewesen war und

nicht hatte ausbleiben können. Der alte Dümmler, dem der Himmel den letzten Schimmer des Augenlichtes unerwartet lange gegönnt, der sich bis herin noch immer an den Zügen des Gesichtchens seines theueren Kindes, wenn auch mit größten Mühen, hatte erfreuen können, erblindete vollends. Eines Morgens erwachte er und tiefe Nacht war es um ihn her, trotzdem draußen die Winter Sonne die klare Luft durchleuchtete. Der letzte Schimmer des Tages war von ihm gewichen, dem armen Blinden ein ewiges Dunkel hinterlassend.

Der alte Mann hatte dies traurige Schicksal wohl von Tag zu Tag erwartet, er war darauf vorbereitet gewesen, und dennoch erschütterte ihn das endliche Eintreffen mit furchtbarer Gewalt. Es warf ihn darnieder, und keine Kraft fand der Arme, dagegen anzukämpfen. Ein Gedanke vernichtete jedes Streben: „Dein Kind wirst Du nicht mehr sehen können!“ So jammerte es in ihm. Himmel, Erde, das Grün des Waldes, der Sonne goldener Glanz — was waren sie ihm gegen die hellen Augen, die ihn wie die herrlichsten Himmelssterne, in reiner, beseligender Liebe anblickten! Dies war dem Armen nun für immer verloren! Jetzt fand er sich mehr als einsam; wie sein heißgeliebtes Kind lebte er zwar, doch wie dieses fand er sich, wenn auch in anderer Weise, in einem ewigen, entsetzlichen Dunkel begraben.

Auf den wackeren Limburger machte der traurige Vorfall eine tiefe Wirkung, die gewaltige Gestalt zitterte und den Augen entstramen wahre Thränenströme. Und in diesem wehen Augenblicke befand sich Louise nicht an der Seite des Vaters, diesen zu trösten und den entsetzlichen Schmerz, der dem Armen geworden, zu lindern! Das Herz wollte sich dem Manne in der Brust herumkehren und eine zürnende Aufregung überkam ihn, der er nicht Herr zu werden vermochte.

Da rief der alte Dümmler ihn mit matter Stimme an sein Lager.

„Ich fühle mich nicht wohl — der Schlag hat mich doch zu hart getroffen!“ sagte er fast tonlos. „Und doch muß unserer Louise mitgetheilt werden, wie schwer mich Gott heimgesucht. — Ich vermag es nicht — heute nicht. Gehe nach dem Kloster, Limburger, sprich Du statt meiner mit meinem Kinde — künde Louise schonend an, was geschehen, vielleicht — vielleicht gestattet man ihr, daß sie ihren — kranken Vater besuche. Gehe — wenn es Zeit dazu ist.“

In dem Kopfe des Limburgers flammte es plötzlich hell auf. Ein Gedanke durchzuckte ihn, der sein Herz mit glühender Freude erfüllte. Das war ein Fingerzeig Gottes. Die Gelegenheit mußte er benutzen, um Louise Alles zu sagen — Alles, was er auf dem Herzen hatte, trotz der Hebtiffin und der alten lügnerischen Pförtnerin, — wie man sie, Louise, Vater Dümmler, Alle betrogen, und was sie Alle dadurch gelitten. Das mußte wirken. Licht sollte der armen Gefangenen werden, erfolgte auch daraus, was da wollte — am Ende gar jetzt schon die heißersehnte Freiheit.

So dachte der ehrliche Jäger und so beschloß er zu handeln. Doch behielt er wohlweislich seine Gedanken für sich, selbst als Herr von Altheim kam, dessen Obhut er den Kranken übergeben konnte; selbst diesem Vertrauten sagte er

nichts von seinem gewagten Vorhaben. Nur sein Gesicht kündete eine innere Zufriedenheit, die in gar keinem Einklang stand zu dem Unglück, das in dem kleinen Kreise eingekehrt. Altheim, den die Nachricht auch tief erschütterte, blickte fragend, befremdet zu dem Manne auf, an dessen treuester Anhänglichkeit er bisheran so fest geglaubt. Doch der Limburger beseitigte etwaige Zweifel nicht durch irgendwelche aufklärende Worte, er nahm raschen Abschied von dem armen Blinden und seinem nunmehrigen Hüter und trat den Weg nach dem Kloster an, um seine Mission zu erfüllen. —

Einförmig, doch in einer frommen Ergebenheit, die oftmals eine selige Freude sanft verklärte, waren der jungen Schwester Regina die Tage, Monden und Jahre in den Mauern des Klosters verfloßen und der Tag war herangekommen, an dem der Limburger seinen Gang nach dem Kloster antrat.

Louise wurde in's Parloir beschieden, doch diesmal begleitete die Frau Aebtissin die junge Schwester auf dem Gange, was seit langer Zeit nicht vorgekommen war.

Wie erstaunte, erschraf Louise, als sie, anstatt des Vaters, den Jäger Limburger vor dem Gitter sah, den sie seit Jahren nicht gesprochen, nur in der Kirche, aus der Ferne, flüchtig erblickt hatte. Sie ahnte ein Unglück, und den ernsten Wink der Frau Aebtissin nicht beachtend, trat sie hastig auf das Gitter zu und fragte mit zitternder Stimme nach dem Vater. —

Einen Augenblick hatte die ehrwürdige Mutter geschwankt, als der Jäger an Stelle des alten Dümmler verlangt, Regina zu sprechen. Der Mann hatte indessen so ernst dreingehaut, daß die Frau Aebtissin in sein Begehren gewilligt. Zugleich war jedoch auch die Neugierde in ihr rege geworden, und so beschloß sie denn, der Unterredung beizuwohnen. Wie eine unantastbare Wächterin hatte sie sich bei dem Gitter aufgepflanzt und das graue, tiefliegende Auge des hageren Gesichtes funkelte bereits, als Schwester Regina, dem erhaltenen Wink zuwider, nur ihren Gefühlen und nicht der Klosterregel gefolgt war und in so sichtlich aufgeregter Weise nach ihrem Vater gefragt hatte.

Der Limburger schaute die arme Nonne eine ganze Weile mit einem eigenthümlichen Blick an, in dem Verwirrung, die aufrichtigste Reigung und das tiefste Mitleid sich um die Herrschaft stritten, dann aber wandte er die großen Augen auf die ehrwürdige Mutter, die marmorkalt da stand, und nun fand er seine Fassung wieder, wußte er, was er wollte und zu thun hatte. „Ich darf sie jetzt nicht schonen, mit Gewalt muß sie angegriffen, darniebergedrückt werden, denn nur so kann ihr Herz empfänglich gemacht werden für das, was ich ihr zu sagen habe. So muß ich handeln und wenn mir auch selber das Herz dabei bluten sollte.“

Also hatte der Limburger schon auf dem Wege nach dem Kloster, in seiner treuherzigen Einfalt sich seinen Angriffsplan zurechtgelegt, und deshalb antwortete er jetzt in rauher Weise der in zitternder Spannung harrenden jungen Nonne:

„Euer Vater, Schwester — Regina, ist krank! Was wir Alle befürchteten, geschah: er ist erblindet. Der Schlag hat ihn so hart getroffen, daß er elendiglich krank zu Bette

liegt und wohl für lange Zeit nicht mehr zu seinem Kinde wird kommen können.“

Louise hatte einen winnernen Wehgeschrei ausgestoßen, dann war sie, die weißen Hände vor die Augen schlagend, in einen Stuhl gesunken, weinend und schluchzend, daß es dem armen Jäger schier das Herz erdrücken wollte.

Die Aebtissin stürzte auf die Unglückliche zu, um sie mit ihren Mutterarmen zu umfassen, wohl auch mit süßen, heiligen Worten zu trösten. Doch wandte sie vorerst ihr zürnendes Antlitz nach dem Manne hin und sprach unwillig:

„Ihr hättet mehr Mitleid und Schonung bei Eurer traurigen Botschaft walten lassen sollen, hartherziger Mensch!“

Nun erhob der Limburger seine mächtige Stimme, und die ehrwürdige Mutter mit seinen großen Augen mit herausfordernder Reckheit anschauend, rief er so laut, daß Louise es hätte hören müssen, selbst wenn der Schmerz sie in tiefe Ohnmacht versenkt:

„Und hat die Tochter Mitleid mit dem erblindeten Vater gehabt, damals, bevor sie das unglückselige Gelübde abgelegt, das uns unser Kind gestohlen? damals, als sie sich dem alten Manne nicht zeigen wollte, der mondenlang, täglich und stündlich, in Wetter und Wind vor der verschlossenen Klosterpforte bettelte, jammerte um den Anblick seines Kindes, sich die kranken Augen blind um seine heißgeliebte Tochter weinte? Hat sie — oder vielmehr, empfandet Ihr damals Mitleid mit dem gefolterten Vaterherzen —?“

„Schweigt — elender Sünder, Verleumder!“ kreischte die Aebtissin, welche, anfänglich vor Staunen starr, endlich die Sprache wiedergefunden hatte und durch ihr Kreischen die Worte zu übertönen versuchte, welche eine so furchtbare Anklage gegen sie bildeten, die Schwester Regina um keinen Preis hören durfte. Zugleich hatte sie die weinende junge Nonne an sich gepreßt, mit scheinbarer mütterlicher Sorgfalt in ihren weiten Klostermantel gehüllt, doch dabei auch geschickt die Hand auf die Ohren zu legen gewußt, während ihre andere zitternd nach der Klingel suchte, um Hülfe herbeizurufen.

Doch ihre Bemühungen waren vergeblich, Louise hatte Alles gehört und verstanden. Wie ein Blitz hatte die unerwartete rauhe Rede des Jägers gewirkt und zugleich ein Wunder vollbracht. Die Nonne war wieder das Kind des Vaters geworden, für den sie eine so unaussprechliche heilige Liebe empfunden. Mit einer fast übermenschlichen Kraft stieß sie die Frau Aebtissin von sich, befreite ihren Kopf aus der heuchlerischen Umarmung, und sich zäh aufrichtend, mit beiden Händen an das Gitter klammernd, von dem die ehrwürdige, doch jetzt zu einer wahren Megäre gewordene Mutter sie gewaltsam fortreißen wollte, rief sie mit flammenden Blicken der thränennassen Augen:

„So hatte der Vater damals das Thal nicht verlassen? Redet! bei Euerem Heiland, und sagt mir die Wahrheit!“

„Unsere Ahnung!“ schrie jetzt der Limburger entsetzt und in einer Weise auf, daß die Fensterscheiben zitterten und es der Klingel nicht mehr bedurfte, um die Schwestern herbeizurufen, deren bereits einige mit entsetzten Geberden in das Parloir stürzten. „Bei Gott und der heiligen Jungfrau,“ fuhr er, vor Bohn an seinem ganzen, mächtigen Körper zitternd, fort, „schwöre ich es hier, keinen Augenblick haben wir das

Thal verlassen, doch täglich, stündlich an der Pforte dieses Sündenhauses gebettelt um unser Kind, unsere liebe Louise, wir Alle, der Vater, wie der wackere Junker Hans von Altheim und der Limburger. Hat man Dir Anderes gesagt, arme Louise, dann haben die schändlichen Weiber Dich bezogen und ihrer Strafe sollen sie nicht entgehen. Dein Gelübde ist null und nichtig, Du gehörst wieder zu uns und ...“

Plötzlich wurden die Worte des Limburgers, der sich in eine Wuth hineingerebet, daß er sich fast selbst nicht mehr kannte, kaum noch wußte, was er sagte, durch ein gräßlich klingendes Geschrei von verschiedenen Frauenstimmen unterbrochen. Auf eine Aufforderung der Aebtissin, deren fahles Gesicht von Born verzerrt war, hatten sich die herbeigerufenen Nonnen freischend auf die arme Schwester Regina geworfen, um sie fortzuschleppen. Doch keine Gewalt brauchten sie mehr anzuwenden; noch während der Rede des Limburgers hatte Louise die Hände von dem Gitter gleiten lassen und mit den leise hingehauchten, von Thränen durchzitterten Worten: „Betrogen, betrogen! — armer Vater!“ war sie den immerfort freischenden, schier wüthenden Nonnen wie ohnmächtig in die Arme gesunken und von diesen aus dem Parloir geschleppt worden.

Noch war der Limburger nicht zur Besinnung über die plötzliche Unterbrechung seines etwas gar zu verb gerathenen Ausfalls gekommen, als er sich allein in dem Zimmer befand. Schon wollte er seiner ersten Eingebung folgen, die Stäbe des Gitters zertrümmern, durchbrechen, die Thüre, hinter welcher Louise mit den Nonnen verschwunden war, sprengen, um die Aermste mit Gewalt aus den Händen ihrer Beinigerinnen zu befreien, als er noch zur rechten Zeit innehielt. Er allein vermochte, trotz seiner Kraft und seines Muthes, nichts, denn das Kloster hatte mehrere handfeste und gutbewaffnete Knechte und bissige Hunde als Wächter, und in einem Kampfe mußte er unterliegen. Nur zu oft hatte er früher diese Vertheidigungsmittel der feindlichen Klosterlichen Festung Revue passiren lassen und sich zu schwach gefunden, allein mit Erfolg dagegen zu operiren. Er mußte sogar eilen, wollte er nicht durch das Schließen der schweren Pforte zum Gefangenen werden. Ein Rückzug war vor der Hand das Klügste, hatte er doch einen wirklichen und großen Sieg errungen, mit dem er vor der Hand zufrieden sein konnte.

So machte der wackere Kämpfe denn rasch und recht vergnügt Kehrt und eilte auf bekanntem Wege dem Ausgang des Klosters zu. Hier kam er noch glücklicher Weise zur rechten Zeit an, um ein Schließen der eisenbeschlagenen Thüre zu verhindern, wozu eine athemlos daherlaufende Nonne der Pfortnerin schon von Weitem zuschrie. Doch der Limburger beseitigte die allzubienstfertige Schwester seines armen Freundes Dümmler auf eine etwas unsanfte Weise und gewann das Freie, nicht ohne vorher den beiden entsetzten und freischenden Nonnen ein sehr bezeichnendes „Balbiges Wiedersehen“ zuzurufen. Dann trollte er sich heimwärts, wenn auch noch fortwährend vor Erregung keuchend und schnaufend, doch dabei immer ruhiger und auch zufriedener mit sich und der vollbrachten Heldenthat werdend.

Daheim stattete er dem alten Dümmler einen Bericht

ab, der mit der Wirklichkeit gar nichts gemein hatte, doch von Hoffnung, und daß der Vater sein Kind bald wieder erhalten würde, überfloß. Dem Kranken wurde dadurch eine Linderung, die keine Arznei ihm hätte geben können, und ruhig schlummerte er endlich nach der Aufregung des traurigen Tages ein, um von seinem Liebling, den er wieder gefunden, zu träumen.

Nun nahm der Limburger Herrn Hans von Altheim bei Seite und erzählte diesem den wirklichen Her- und Ausgang seines Auftrages.

Der junge Mann gerieth darüber in eine ungewöhnliche Aufregung, die jedoch mehr freudiger als ängstlicher Natur war. Die Erkenntniß der Wahrheit konnte bei Louise nur in einer seinen Hoffnungen günstigen Weise wirken. Doch sagte er sich zugleich auch, daß jezt gehandelt werden müsse. Was konnte sich nicht Alles in den allernächsten Tagen in dieser furchtbar bewegten Zeit ereignen? was konnte nicht mit Louise in dem Kloster geschehen, gab diese ihren Gefühlen über die mit ihr vorgenommene Täuschung Ausdruck? wenn sie, überzeugt, daß man sie so entsetzlich betrogen, sich gegen das, aus solchem sündigen Leben hervorgegangene klösterliche Verhältniß anlehnte? Die Folgen waren nicht abzusehen, und gehandelt mußte werden, auf alle Fälle, und rasch, nun, da auch Louise handelte und ohne Hülfe in dem ungleichen Kampfe nur unterliegen konnte.

Solchen Gedanken gab Hans von Altheim Ausdruck und das Resultat der heimlichen Unterredung der beiden Männer war, den morgenden Tag abzuwarten, zu erforschen, was während dieser Zeit in dem Kloster vorgegangen, und dann in der folgenden Nacht einen Gewaltversuch zu wagen. Zu diesem Behufe sollte Altheim seine Knechte mitbringen, während der Limburger versprach, im Laufe des kommenden Tages mehrere unzufriedene, revolutionslüsterne Bauern der Umgegend zu dem nächtlichen Werke zu werben.

Damit trennten sich Beide. Der Limburger kehrte zu dem schlummernden Dümmler zurück, der, ruhig und gleichmäßig athmend, wohl noch immer von seinem Kinde und einem glücklichen Zusammenleben träumte.

In dem Kloster Gräfinthal war auf die aufregende Szene des Nachmittags noch eine von ganz anderer, weittragender Bedeutung gefolgt, welche von entscheidendem Einfluß auf das ganze Kloster und seine sämtlichen Bewohner sein mußte.

Die Frau Aebtissin hatte befohlen, Schwester Regina, die sich so ungehorsam erwiesen, vor der Hand in ihre Zelle zu sperren, dann bedurfte sie selbst Zeit, sich von ihrer ungewöhnlichen Aufregung zu erholen, durch stärkende Tropfen und köstliche Tränklein vor den schädlichen Folgen zu schützen, die solcher sündiger Aerger auf die Gesundheit ausüben konnte. Für den Abend war eine Sitzung sämtlicher Klosterfrauen im Kapitelsaale angeordnet worden, allwo dann das Weitere über die jugendliche Sünderin und das Wohl des Klosters im Allgemeinen beschlossen werden sollte. Zur einstweiligen Vorsorge sollten dann auch alle Pforten, die der Kirche sowohl, wie der übrigen Gebäude, verschlossen bleiben und bis auf weiteren Befehl Niemandem geöffnet werden. Die Hunde wurden frei in den Hofraum gelassen, die Knechte angewiesen, die ganze Nacht zu wachen, und die

Nonnen durften ruhig sein, sie konnten ruhig berathen und schlafen. — So dachten sie!

Doch es sollte den armen Frauen in dieser Nacht und überhaupt keine Ruhe mehr in ihrem Gräfinthal werden, denn kaum hatte die Abendglocke geläutet, die verhängnißvolle Sitzung begonnen, da donnerten Schläge wider das Thor und ein reitender Bote brachte einen Brief von dem hochwürdigsten Bischof von Metz, dessen Inhalt das ganze Kloster in die entsetzlichste Aufregung versetzte.

Der hohe Prälat hatte sich mit Gefahr seines Lebens aus seiner rebellischen Diözese salvirt, monatelang unter einer Verkleidung verborgen gehalten, und endlich war es ihm gelungen, glücklich über die Grenze zu gelangen.

Dies theilte er seinen getreuen Schäflein zu Gräfinthal mit, gab ihnen mit seinem Segen den Rath, sich ebenfalls, da es noch Zeit sei, zu salviren, und zugleich den Befehl, alle Kostbarkeiten des Klosters zusammenzupacken und so rasch als möglich nach Koblenz zu schaffen, allwo er weile und sothane Klostererschätze in Empfang nehmen wolle. Kein Augenblick dürfe gezögert werden, denn in wenigen Tagen würden die Sansculotten die Grenze überschreiten und in der armen Pfalz ebenso gottlos an der Kirche und ihren Dienern handeln, wie sie es im eigenen Lande gethan.

So ungefähr lautete der Inhalt des verhängnißvollen Schreibens und nun begann Heulen und Wehklagen in Gräfinthal. Von einer Sitzung, einer Strafe war keine Rede mehr; die arme, in ihrer Zelle eingesperrte Delinquentin war vollständig vergessen und ihrer Einsamkeit, wie ihrem Schicksal überlassen. Dagegen handelte die energische Frau Abtissin im Sinne des erhaltenen bischöflichen Befehles. Mit Gewalt brachte sie die Lamentationen ihrer Nonnen zum Schweigen und ertheilte ihre Befehle. Noch in der Nacht begann das Packen der Reichthümer und Kostbarkeiten des Klosters, wobei sich die Nonnen trotz ihrer Aufregung recht gewandt bezeigten. Die Knechte mußten zwei ländliche Wagen mit ihren Leinwandächern versehen, die nöthigen Sitze herstellen und zur Fahrt bereit machen. Die Schätze des Klosters, in Kisten und Kasten, Tücher und Säcke verpackt, wurden auf einen dritten Wagen geladen und sorgfältig mit Stroh bedeckt. Mit solchen Arbeiten verging die Nacht und der ganze folgende Tag. Nun befahl die Abtissin ihren Nonnen, die Klostertracht mit häuerlichen Kleidern zu vertauschen, und unter Weinen und Jammern wurde der Befehl vollzogen. Endlich, als die schirmende Nacht gekommen, die Abendglocke zum letzten Male geläutet hatte, gab die Frau Abtissin das Zeichen zum Ausbruch.

Weinend und händeringend bestiegen die armen Frauen die Wagen; still und geräuschlos wurde das hintere Gartenthor geöffnet und die drei Wagen, von den Knechten gelenkt, von den Hunden geleitet, fuhren in die dunkle Nacht hinaus und den langgestreckten Berg hinan. Ach! wie schwer war den meisten der Nonnen der Abschied von der Stätte geworden, wo sie so lange Jahre gewohnt und gebetet, gehofft, den Abend ihres Lebens in Ruhe zubringen, den ewigen Schlaf schlafen zu können! Es sollte nicht sein. Der Sturmwind der Revolution, der Vorbote der Sündfluth, welche nun auch über die arme Pfalz hereinbrach, hatte sie hinweggesetzt, unbarmherzig aus dem Boden gerissen, in dem

sie fast für immer zu wurzeln geglaubt. Glückliche, wenn sie nur im Stande sein werden, einen fremden, bergenden Hafen zu erreichen.

Und Louise — Schwester Regina?

Ihr Name war nicht mehr genannt worden und wollte eine der Nonnen die Frau Abtissin daran erinnern, daß eine arme Schwester noch immer in ihrer Zelle als Gefangene weile, so wies ein flammender strafender Blick des hageren, kalten Gesichts die Vorlaute zur Ruhe. Die Frau, welche vor wenigen Jahren so Vieles und Sündhaftes gethan, um das arme junge Mädchen für ihr trostloses Klosterleben zu gewinnen, welche ihrem armen Opfer eine so heilige Liebe geheuchelt, hatte sie jetzt aufgegeben, im Herzen wohl den Untergang Derjenigen beschlossen, die ihre Lügen erkannt und gewagt hatte, sich dagegen aufzulehnen. Louise weilte noch immer als Gefangene in der Zelle, in welche die Frau Abtissin sie untergebracht, doch nicht unglücklich fühlte sie sich, denn ihr Herz war rein und ohne Schuld. Nur eine Umrhe überkam sie, als sie im Laufe des Tages aus dem Fenster ihres hochgelegenen, engen Gefängnisses die geheimnißvollen Vorbereitungen des Auszugs sah, mit beginnender Nacht das Geräusch der Davonfahrenden hörte, ohne sich dessen eigentliche Bedeutung erklären zu können.

Man hatte sie vergessen — oder durch ihre Gefangenschaft ohne Speise und Trank sollte sie Buße thun für ihren Ungehorsam. So suchte Louise sich die Vorgänge zu erklären und fand zugleich Trost in ihrer Einsamkeit im Gebet und im Denken an ihre Lieben, was ihr um so besser gelingen mußte, da es ja seit gestern Abend Licht in ihrem Innern geworden war.

Auch Hülfe und Freiheit war der Dulderin nahe — näher als Denjenigen, die den ersten Grundsatz ihres Glaubens vergaßen, nur an sich dachten, in die Nacht hinausgefahren waren und die arme Schwester herzlos und ohne Erbarmen ihrem Schicksal überlassen hatten. —

Zur selben Zeit, als die drei Wagen langsam und nur mit größter Mühe die Anhöhen hinter dem Kloster zu gewinnen suchten, um St. Johann, dann den Hunsrück zu erreichen, ritten mehrere Reiter, von allerlei Volk gefolgt, durch den Flecken Bliessbolgen und in das Thal, wo das Kloster lag. Es waren französische Dragoner, und das Herz ihres jungen Anführers klopfte hörbar unter der Uniform, als dieser jetzt in der Nähe des Häuschens anlangte, wo der alte Dümmler — sein Vater — wohnte. Je näher Henry jedoch der Stelle kam, jemehr änderte sich seine Stimmung; der Sohn trat vor dem Soldaten zurück, denn verdächtiges Geräusch traf sein Ohr. Rasch sprengte er auf das Häuschen zu und rief mehreren Männern, die dort im Freien weilten, ein lautes: „Halt! — Werda?“ zu.

„Henry! — Er ist's.“

„Henry! — Ein Wunder in dieser gottlosen Zeit.“

So tönte es ihm im folgenden Augenblick wie aus einem Munde entgegen und „Hans! — Limburger!“ jauchzte der Kapitän, dann wollte er vom Pferde springen, um die Freunde, welche ihn am Ton der Stimme erkannt hatten, zu umarmen.

Doch der dicke Limburger schlug jetzt sein Gewand auseinander und brachte eine Laterne zum Vorschein, womit er

mit weit aufgerissenen Augen den Aufkommenden und seine berittenen militärischen Begleiter musterte. Endlich fand er die Sprache wieder.

„Das ist rechte Hülfe zur rechten Zeit,“ schrie er in einem wahren Freudentaumel. „Soldaten — und Du an ihrer Spitze?! Sind es auch Franzosen, Feinde, sie sollen uns als Freunde willkommen sein, denn unser Feldzug gilt ja dem gemeinsamen Feinde!“

Rasch hatten die Männer sich verständigt, Henry die traurigen Nachrichten über den Vater erhalten, der drinnen, sich wieder besser fühlend, unter der Obhut eines erprobten Dieners Altheims weilte.

„Seine beiden Kinder soll er zugleich wiedererhalten! En avant!“ rief Henry, von einem heiligen Eifer durchglüht, und sprengte dem nunmehr ebenso bunten als zahlreichen Zuge voran.

Bald war man bei dem Kloster angelangt und rasch vertheilte der Kapitän seine Leute, die der Limburger nach den verschiedenen Ausgängen führte, diese zu besetzen. Nun wurden Fackeln angezündet und unter lautem Galloß dröhnten die Schläge wider die geschlossene Klosterpforte.

Doch nichts regte sich in dem großen düsternen Gebäude; nur das Echo der Stöße und Schläge hallte dumpf durch die fernen Gewölbe und Gänge.

Der Kapitän befahl Ruhe, dann rief er mit lauter Stimme:

„Im Namen der Republik, öffnet! oder ich erzwingen mir den Eingang mit Gewalt und alle Folgen kommen dann über Euch.“

Unter lautloser Stille erwartete die aufgeregte Menge die Antwort auf diese energische Aufforderung.

Nichts erfolgte, nur glaubte man in der Ferne, in den Klostergebäuden, eine schwache Frauenstimme zu vernehmen.

„Louise,“ schrie Altheim plötzlich auf; er hatte mit seinem Herzen gehört und die Stimme erkannt, den Namen „Henry“ zu hören geglaubt, den sie ausgerufen. „Sie ist es und gewiß in Gefahr. Vorwärts und ihr zu Hülfe!“

Im folgenden Augenblick krachte das Thor, der Limburger hatte es mit dem Ballen eines hölzernen Kreuzes, das er in seiner Aufregung von seinem Standort neben der Klosterpforte gerissen, gesprengt, und unter einem wahren Höllenschrei stürzte sich die nicht mehr zu bändigende Menschenmasse in das Gebäude.

Bald erhellten sich die Gänge, die Höfe, doch kein menschliches Wesen wurde sichtbar; weder in der Kirche noch in den Nebengebäuden fand man die Nonnen; das Kloster war leer, wie ausgestorben. Doch nein! Jetzt erklang den Suchenden deutlich durch den wüsten Tumult und Lärm eine jugendliche Frauenstimme. „Hülfe! — Henry!“ schrie es wie in einer tödtlichen Angst und Verzweiflung und schon stürmten der Kapitän und Hans von Altheim dem Rufe nach, in einer Aufregung, welche ihre Geistesgegenwart umdüsterte, sie in dem unbekannten, weitläufigen Gebäude irre führen machte.

„Louise, Louise, wir kommen!“ schrieten sie, daß es ängstlich durch die Gänge hallte, als sie die Stimme der Rufenden nicht mehr vernahmen. Doch nichts antwortete ihnen, als das entfernte wilde Toben der Menge, welche Thüren und Fenster, Kisten und Kasten zerschlug, das Zer-

störungswerk und die damit verbundene Plünderung begonnen hatte. Eine wahre Todesangst überkam die beiden Männer, welche schon Entsetzliches ahnten, fürchteten. Da plötzlich drang die mächtige Stimme des Limburgers an ihr Ohr. „Hierher, zu mir! — Gefunden, gefunden!“ So schrie es aus der Ferne mit einem wahren Jubel- und Posaumenton und Altheim und Henry flogen den langen, düsternen Gang entlang. Eine Biegung, dann vernahmen sie die Stimme des wackeren Jägers deutlicher, wie er schreiend und jubelnd mit Händen und Füßen eine Thüre zu bearbeiten schien, hinter der Louises Rufe jetzt deutlich zu hören waren.

Aufwärts ging es jetzt, eine schmale Treppe bis unter das Dach; hier leitete ein enger Gang an der Giebelmauer entlang zu einem der Eckthürmchen des Gebäudes und dort — ah! — strengte der Limburger all seine Kräfte an, eine schwer mit Eisen beschlagene Thüre zu sprengen, welche zu dem kleinen gefährlichen Kerker führte, in den die sehr ehrwürdige Mutter des Klosters die arme Schwester Regina noch vor ihrem Abzug höchst eigenhändig eingesperrt hatte.

„Ich komme, Schwester!“ schrie Henry außer sich und ein lautes Weinen hinter der Thüre antwortete nun dem Bruder. Der Gewalt der drei Männer widerstand die Pforte nicht, sie wich aus ihren Angeln und im folgenden Augenblick lag Louise befreit, doch vor Aufregung und Ermattung ohnmächtig, in den Armen ihres Bruders.

Dieser besann sich nicht lange; wie eine leichte Last hob er die Besinnungslose auf seine Schulter und eilte den Weg zurück, von den beiden Anderen gefolgt. Es war auch hohe Zeit, denn ein heller Lichtschein, der durch die Lücken drang, zeigte den Flüchtlingen, daß das fanatisirte Volk bereits Feuer an die Gebäude gelegt. Doch glücklich erreichten sie die untere Halle, dann den Ausgang des Klosters und endlich das Freie. Hier schlug Louise die Augen wieder auf und der Bruder ließ die Arme sanft auf eine der Bänke unter den Linden niedergleiten.

„Henry — Bruder!“ hauchte Louise jetzt unter Thränen, die eine selige Freude durchzitterte, während ihr zarter Körper noch immer unter der Wucht des Erlebten zusammenschauerte. Dann fiel sie ihm um den Hals und die beiden Geschwister, welche so lange getrennt gewesen, sich nun unter so eigenthümlichen, tief ergreifenden Umständen wiedergefunden, küßten sich innig, wobei der Bruder ungehindert seine Thränen mit denen der theueren Schwester fließen ließ.

Auch Altheims Auge war naß geworden und der wackere Limburger wischte sich heimlich fluchend immerfort die Augen. Da wandte Louise sich zu ihnen, reichte Hans von Altheim, dann dem Jäger die Hände, und sie mit ihrem lieben Blicke treuherzig anschauend, sagte sie innig:

„Auch Euch meinen Dank, Ihr lieben — lieben Freunde. Jetzt sind wir einander wiedergegeben und werden uns nicht mehr trennen. Doch nun — zum Vater.“

„Du bist frei, Louise!“ rief der Bruder. „Das Gesetz hat in ganz Frankreich die Klöster und jedes Gelübde für immer aufgehoben und was drüben gilt, wird von nun an auch bei uns Geltung haben. Du bist frei für immer.“

(Schluß folgt.)

Ein Königskind.

Eine historische Erzählung von Karl Zastrow.

(Fortsetzung.)

„Die Knorpelbildung des Patienten mag ursprünglich eine normale gewesen sein,“ berichtete er, „wenigstens läßt dies die Bildung der langen Röhrenknochen vermuten, die sich nur schwer den Gesetzen der Krankheit unterworfen zu haben scheinen. Im Hinblick hierauf läßt sich wohl auf eine Fahrlässigkeit in der Erziehung des Kindes schließen. Mangel an zweckmäßiger Bewegung, an frischer Luft, unnatürliche Anspannung einzelner Glieder zu verhältnismäßig schwerer Arbeit, wie dies ja auch die eigenthümlich spröde Haut der kleinen Hände beweist, ferner unzulängliche Nahrung — das Alles läßt sich allerdings auf eine gewisse Nachlässigkeit, um nicht zu sagen Rohheit, Derjenigen zurückführen, denen die Erziehung des Kindes anvertraut war.“

„Mit einem Wort, Herr Doktor, es liegt ein Verbrechen vor! Man hat den unglücklichen Erben des Thrones langsam und systematisch ermordet!“ rief Guilleaume mit donnernder Stimme.

Der Arzt schrak zusammen. Er sah sich ängstlich im Zimmer um. Zuletzt streifte sein scharfer Blick die Gestalt des Sprechers mit ungewissem Ausdruck.

„Das festzustellen, bin ich nicht hier,“ erwiderte er endlich zögernd, „das ist Sache des Untersuchungsrichters, nicht des Arztes.“

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Doktor, daß ich mich habe hinreißen lassen,“ fuhr der Bettler fort; „doch für die Zukunft, welche Sie mir zu ertheilen so gütig waren, sage ich Ihnen meinen Dank.“

Der Arzt setzte sich an den Schreibtisch und entwarf einen kurzen Bericht über den physischen Zustand des Kranken. Dann gab er Pitou eine genaue Instruktion über die Behandlung desselben, schrieb Arzneien und Speisen vor und entfernte sich mit dem Versprechen, daß er im Laufe des Tages wiederkommen werde.

Raum hatte Dessault das Zimmer verlassen, als Guilleaume auf Pitou zutrat, der sich anschickte, dem Kranken die Kopfkissen zurecht zu legen.

„Pitou, Ihr habt Vertrauen zu mir, nicht wahr?“

Pitou sah den Frager von unten herauf prüfend an. Dann antwortete er bedächtig: „Ich weiß, daß Ihr ein Ehrenmann seid und es gut mit dem armen kleinen Dauphin meint. Sonst kenne ich Euch nicht.“

„Das wird auch genügen für das, um was ich Euch bitten will. Ihr sollt mich als Wärter bei dem armen Ludwig lassen, selbstverständlich nur dann, wenn Ihr anderweit in Anspruch genommen seid.“

Pitou dachte einen Augenblick nach. Dann nickte er ein paar Mal mit dem Kopfe und sagte:

„Angenommen! . . . Es ist mir lieb, daß Ihr mir und dem Henry helfen wollt. Es muß immer Jemand um den Knaben sein und wir haben ohnehin genug zu thun. Zum

Beispiel jetzt ist es gut, daß Ihr gerade hier seid, weil ich gehen muß, um die Arznei bereiten zu lassen.“

„So geht in Gottes Namen und seid ohne Sorge. Ich werde jede Regung im Gesichte des Kranken bewachen und jeden seiner Wünsche auf das Gewissenhafteste erfüllen.“

Der Diener entfernte sich. Guilleaume nahm im Lehnstuhl vor dem Bette Platz. Er dachte einen Augenblick daran, seinen noch immer im Nebenzimmer verweilenden Sohn hereinzurufen; als sein Auge jedoch wieder auf das bleiche Knabengesicht fiel, sank er mit leisem Kopfschütteln in den Lehnstuhl zurück.

In diesem Augenblick regte sich der Kranke. Er machte eine gewaltsame Anstrengung, um sich aufzurichten. Der Bettler unterstützte ihn. Des Knaben Augen richteten sich mit einem forschenden Ausdruck auf den freundlichen Wärter.

„Du bist es?“ fragte er matt; „ich kenne Dich! Du hast es gut mit mir gemeint! . . . aber es ist zu spät!“

„Zu spät!“ murmelte der Bettler; „warum sandte die Vorsehung mich nicht früher zu Deiner Rettung?“

„Es wird wohl so am besten sein,“ meinte der Knabe, „ich komme ja um so eher zu den Eltern im Himmel.“

Der Bettler sah sich einen Augenblick im Zimmer um. Dann fragte er leise:

„Ludwig Capet, bist Du stark genug, um das Vermächtniß Deines Vaters in Empfang zu nehmen?“

„Wie sagst Du?“ rief der Knabe mit aufleuchtenden Augen, „das Vermächtniß meines Vaters? Ich soll etwas erhalten, was meinem lieben, guten Papa gehört?“

Der Bettler zog schweigend ein Päckchen aus der Tasche, öffnete es und nahm eine Haarlocke, einen Ring und ein zusammengefaltetes Papier heraus. Langsam, ohne ein Wort zu sprechen, legte er die drei Dinge vor dem kranken Kinde auf die Bettdecke.

„Das ist sein Haar?“ rief Ludwig, „und dies sein Ring! Ja, es ist mir, als sähe ich den Vater vor mir stehen. So mild und gütig, wie er, ist kein Mensch auf der Welt.“

„Es gehört noch ein Päckchen dazu,“ berichtete Guilleaume, „das hat die Schwester behalten. Aber sie hat den Brief damit versiegelt, der an Dich gerichtet ist, und wenn Du beim Öffnen vorsichtig bist, so daß Du das Siegel nicht verletzest, wirst Du in ihm einen Ersatz haben! — so meinte nämlich die Schwester.“

„Marie Therese!“ flüsterte der Knabe innig, „Ihr kommt also von der Schwester?“

„Ja,“ nickte der Bettler, „was der Konvent für Dich gethan, schien mir nicht genug. Ich wollte Deine Verwandten veranlassen, einzuschreiten.“

„Die gute Schwester,“ fuhr Ludwig fort; „nicht wahr, es geht ihr gut?“

„Sie ist eine Gefangene wie Du, mein Sohn!“ antwortete Guilleaume, „allein sie scheint dem Volke von Paris

nicht gefährlich, weil sie ein Weib ist. Ich habe meine ganze Klugheit und Energie aufbieten müssen, um zu ihr zu gelangen. Es ist mir gelungen. Die Schwester läßt Dich grüßen und Du mögest muthig ausharren und den Willen der Eltern erfüllen."

Der Knabe nickte. Sein großes, glänzendes Auge war voll auf den Sprecher gerichtet.

"Leider ist es zu spät!" setzte dieser in dumpfem Tone hinzu.

"Erzähle mir von meinem Vater!" fuhr Ludwig fort, indem er die Haarlocke an seine Lippen drückte und den Versuch machte, den Ring einem seiner kleinen Finger anzupassen. "Nein, lies mir den Brief vor, den mein guter, lieber Papa kurz vor seinem Scheiden an mich gerichtet hat."

Der Bettler nahm eine Scheere von dem nächsten Tische und schnitt den Brief auf, ohne das Siegel zu verletzen, worauf er langsam und im feierlichen Tone den Inhalt vortrug:

"Mein Sohn! In dieser letzten Stunde meines verfehlten Lebens kommt es wie eine Offenbarung über mich. Nachdem ich Vieles erstrebt, wenig gehofft und nichts erreicht habe, sage ich mir Folgendes: Das Volk von Frankreich ist nicht geschaffen für das Glück einer gerechten und milden Regierung. Das Volk von Frankreich will getreten und gequält sein und daß ich dies nicht begriff, büße ich mit dem Tode unter dem Beil des Henkers."

Mache es besser, als ich es gemacht habe! Wende alle Deine Kräfte an, um Dir Deine Rechte zurückzuerkämpfen! Sei ein Tyrann und setze Deinen Fuß auf den Nacken des Volkes, das nach dreijährigem Rebellen bis jetzt noch nicht weiß, was es eigentlich will.

Bei einer Nation, wie die französische, giebt es für den Regenten keine Wahl in Betreff der Wege, die er einzuschlagen hat. Da er der Sklave seines Volkes nicht sein kann, muß er der Tyrann desselben sein. Ein Tyrann ist immer noch besser d'ran, als ein Schattenkönig.

Erobere Dir Deinen Thron zurück. Es hat Niemand sonst ein Anrecht an demselben. Er ist Dein! Der König, welcher duldet und leidet, ohne zu handeln, ist ein Spielzeug in den Händen der Parteien. Ich habe gefehlt, als ich Dich in dieser Kunst unterrichtete.

Lebe wohl! Dein unglücklicher Vater Ludwig."

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit war der Kranke den Worten des Vorlesers gefolgt. Als Guilleaume geendet hatte und nun sein ernstes, durchdringendes Auge fragend auf ihm ruhen ließ, nickte er ein paar Mal matt mit dem Kopfe.

"Der Papa hat Recht," sagte er leise; "das Volk von Paris ist schlecht, sehr schlecht. Sie hätten meinem Vater den Thron nehmen können, aber das Leben hätten sie ihm lassen müssen."

"Ja," bestätigte Guilleaume leise und dabei schüttelte er schwermüthig den Kopf, "allein Dein Vater ist doch mit recht finsternen Rachegeanken aus der Welt gegangen. Ich hätt's ihm nimmer zugetraut!"

"Schmähe meinen Vater nicht," bat der Kleine in dem sanften, einschmeichelnden Tone, mit dem er so wunderbar das Herz treffen konnte, "schmähe ihn nicht! Sie haben ihm gar zu übel mitgespielt."

"Ja, das haben sie, mein Junge, und darum verzeihe ich es ihm auch, daß er sein wahres Volk von Paris nicht gekannt, nicht verstanden, nicht aufgesucht hat. O!" fügte er in erhobenem Tone hinzu, "es hat wohl Männer gegeben, die da wußten, was sie wollten, es auch heut' noch recht gut wissen, allein ihre Stimme drang nicht durch. Sie verhallte wirkungslos, obgleich sie die einzige rechte Gottesstimme war. Der König hatte sich nicht mit der rechten Mauer umgürtet. Er ließ sich von dem Adel beschützen. Das war sein Verderben. Und in der Nationalversammlung saßen sie auch nicht, die Armen und Elenden, die Arbeiter, die gut und einfach gestimmten Kinder des Volkes! Nein... da saßen die Freigeister, die Großsprecher, die Egoisten, die Herrschsüchtigen, und Alle dachten sie nur an sich und wie sie ihre ehrgeizigen Pläne fördern, im Trüben fischen konnten. Dabei hat sich nichts geändert, sondern das Unglück ist auch noch größer geworden. Viel Blutiges und Grausames ist geschehen und das Volk von Paris hungert nach wie vor."

"Wenn ich König geworden wäre," versicherte Ludwig mit einem ernsten Ausdruck seines Gesichts, "so würde ich Euch Allen geholfen haben. Ja, nicht einen einzigen Armen und Elenden sollte es in der Hauptstadt meines Reiches geben. Ich hätte alles Gold und alles Silber hingegeben, hätte alle die schönen Edelsteine, die Porzellan-, Elfenbein-, Perlmutter und Bernsteinachen verkauft und das Geld unter Euch vertheilt. Und ich weiß gewiß, wenn ich dann durch die Straßen von Paris geritten wäre, so hätte jeder von Euch den Hut vor mir gezogen und gerufen: Heil unserem guten König Ludwig dem Siebenzehnten."

Dem Bettler traten die Thränen in die Augen. Langsam wandte er den Brief um, welchen er noch immer in der Hand hielt. Da fiel sein Blick auf die Worte, welche Marie Antoinette hinzugefügt hatte. Er las den Zusatz still für sich durch und fuhr dann im ernstesten Tone fort:

"Ludwig Capet! Auch Deine Mutter ist nicht ohne eine Mahnung an Dich aus der Welt gegangen. Willst Du sie hören?"

Der Knabe nickte, ohne seine Augen von der Locke abzuwenden, die noch immer vor ihm auf der Decke lag.

"Mein Sohn," begann Guilleaume, "erfülle den letzten Willen Deines sterbenden Vaters und wenn Du über Wälle von Leichen schreitest und durch Ströme von Blut waten solltest. Nimm, sobald Dein Verstand die nöthige Reife erlangt hat, das Schwert in die Hand und sammle die Anhänger und Freunde des berühmten Königsengeschlechtes der Bourbons um Dich. Erobere Dir Deinen Thron zurück! Sei muthig und glücklich und vor Allem räche Deinen Vater. Marie Antoinette."

"Auch sie," klang es von den bleichen Lippen des Knaben, "auch sie befiehlt mir, den Papa zu rächen. Ach! und ich bin schwach und ohnmächtig und kann es nicht!"

"Ludwig Capet," rief der Bettler mit feierlicher Stimme und seine Augen leuchteten dämonisch auf, "Du bist krank zum Sterben und kannst nicht handeln, so übertrage mir denn das Werk der Rache."

Ludwig sah den Bettler mit einem langen, prüfenden

Blicke an. Endlich schüttelte er leicht das lockige Haupt und sagte:

„Man hat mir erzählt, der Vater habe unseren Feinden verziehen, bevor er sein Haupt unter das Fallbeil legte. Was ist richtig? Sage mir, wie seine letzten Worte und sein letztes Schreiben in Uebereinstimmung zu bringen sind.“

Ein Zug peinlicher Verlegenheit begann sich über die Züge des Bettlers zu verbreiten. „Dein Vater war sehr wankelmüthig, Ludwig,“ sagte er endlich. „Ich kannte ihn viel zu wenig, um zu entscheiden, ob dieser Brief oder seine Worte auf dem Richtplatz der wahre Ausdruck seiner Gesinnung sind.“

„Nehmen wir an, seine Worte seien es gewesen,“ fuhr der Knabe in seiner einfachen, milden Weise fort. „Angesichts des Grabes schwindet jeder Groll. Das kann ich in dieser Stunde von mir selber am besten sagen. Gegen wen sollte auch wohl meine Rache sich richten, selbst wenn ich die Macht hätte, zu handeln und zu strafen? Diejenigen, welche den Vater und die Mutter getödtet, hat ja die Vergeltung bereits ereilt. Die Eltern sind gerächt und weil sie es sind, weil sie nicht begehren, daß ich noch irgend etwas für sie thun soll, rufen sie mich zu sich!“

Der Bettler starrte finster vor sich hin. Wer konnte berechnen, welche Gedanken durch die Seele dieses Mannes zogen, der so unbedeutend und nichtsagend schien?

„Und der schändliche Simon?“ zischte es endlich zwischen den weißen Zähnen des seltsamen Mannes hervor.

„Ja,“ nickte der Knabe, „zu ihm magst Du gehen und ihm sagen, daß er unrecht that, mich zu quälen.“

„Und soll das Deine einzige Rache sein?“ fuhr der Frager fort, als Jener inne hielt.

„Ja!“ hauchte der Kranke müde, „er hat ein Gewissen. Das wird ihm genug Vorwürfe machen und dieser Strafe, die ihn so gewiß und sicher treffen wird, als ich hier auf den Tod krank darnieder liege, wollen wir nicht vorgreifen.“

„Doch wird es nichts schaden, wenn man diesem erzipanzerten Gewissen ein wenig zu Hülfe kommt,“ murmelte Guillaume finster vor sich hin.

„Hast Du noch irgend welche Wünsche, Ludwig?“ fuhr er in lautem Tone fort. „Vertraue mir Alles an, was Dein Herz bewegt. Ich werde in Deinem Sinne handeln.“

„Grüß' die Schwester von mir. Gib ihr den Brief meiner Eltern, aber laß den Ring und die Locke mit mir in's Grab legen.“

Der Bettler versprach es und Ludwig XVII. schloß die Augen, um in jenen unruhigen fieberhaften Schlaf zurückzufallen, der als eines der bedenklichsten Symptome seiner Krankheit bezeichnet werden mußte.

(Schluß folgt.)

Consequenzen.

Eine Soldaten-Geschichte von Robert Bhr.

(Schluß.)

Neuzen erhielt sich mit Mühe auf den Beinen; er hatte sich aber kaum gesammelt, so hörte er neben sich O'Neil's Stimme:

„Damned this for you — and this — and this, you villain! Du Gond! Wart, Du Brander! I'll you give! Du niederträchtige Feuerstiftseele!“

Der Mann, der Neuzen zur Seite gerannt, war direkt in die Arme O'Neil's gelaufen, der ihn mit einem ausgezeichneten Boxerstoß auf den Magen empfangen und rücklings niedergeworfen hatte. Ohne diesen ersten Vortheil wäre er sicher ebenfalls über den Haufen gerannt worden, denn der Mann war von gewaltigem Körperbau und einer bedeutenden Kraft. Das fühlte O'Neil bald genug, denn ungeachtet seiner kräftigen Vertheidigung und seiner verächtlichen Invektiven war er in der kürzesten Zeit nahe daran, unter den baumstarken Mann zu gerathen. Nun aber stürzte auch Neuzen herzu und faßte den Knecht von rückwärts am Hals und an den Armen, so daß es ihm bald gelang, O'Neils gewaltigen Fäusten einigen Spielraum zu verschaffen. Dieser wußte den gegebenen Moment zu nützen und unter fortwährenden Verwünschungen brachte er dem Elenden einige Stöße bei, die ihn beinahe betäubten. Bis jetzt hatte der Ueberraschte keinen Laut von sich gegeben, nun aber stieß er ein dumpfes Gebrüll der Wuth aus, das in ein wildes Röcheln und Nschzen überging, als ihm Neuzen die Hände mit seinem Leibriemen fest zusammenschnürte und O'Neil un-

ausgesetzt auf ihm knien blieb, um ihn am Boden festzuhalten.

„Was nun?“ — fragte O'Neil, der ein paar Mal tief Athem geholt hatte.

„Wir dürfen nicht Lärm machen,“ versetzte Neuzen englich, „aber ich will sehen, meinen Diener zu treffen. Halte Du den Kerl einstweilen fest.“

Neuzen eilte durch die Scheune, trat den glimmenden Schwefelsaden aus und schlich längs der Mauer bis zu seinem Stall, wo er zwei seiner Leute noch wach fand, da der Major sein Pferd ihnen übergeben hatte und sie sein Fortreiten erwarteten.

Mit einigen Worten verständigte er die Ueberraschten. Sie sollten aussagen, daß sie den Elenden in der Scheune getroffen und niedergeworfen hätten, wofür ihnen jedenfalls eine bedeutende Belohnung zu Theil werden würde.

Das klang vortrefflich und in einigen Minuten war der Gefnebelte an die beiden Soldaten übergeben und diese versprachen hoch und theuer, über die Anwesenheit der beiden Offiziere zu schweigen.

Neuzen und O'Neil fanden es aber gerathen, eiligst das Weite zu suchen. Beinahe hatten sie Bobelsdorf wieder erreicht, als sie scharfe Hufschläge hinter sich vernahmen. Sie sprangen über den Graben in's Gebüsch und bald erkannten sie in dem Reiter, wie sie schon früher vernunthet hatten, Neuzen's Major, der sich rasch näherte.

Neuzen, durch das bestandene Abenteuer und die vorangegangene Scene in übertoller Laune, flüsterte seinem Freunde zu:

„Der Herr Major möchten gern heirathen! Ei, wie schlau! Wir haben gestern gehört, daß lieb München eine gute Partie ist, und heute haben wir den alten Schnurrbart noch derber angeführt und sind in's Haus geplagt — aber wir können wieder hinausplagen.“

Er unterdrückte ein spöttisches Lachen, aber D'Neil pfiß, indem er sich vergnügt auf den Schenkel schlug, „O Du lieber Augustin!“ laut in die Nacht hinaus. Blitzschnell fuhr ihm Neuzen mit seiner Mütze vor den Mund, aber es war schon zu spät. Der Major hatte den Ton vernommen und auch das Lied erkannt. Er hielt einen Augenblick sein Pferd an, es war eine peinliche Minute — da aber Alles still ringsum war, so setzte er es bald wieder in Gang und trabte gen Bobelsdorf weiter.

„Wir können Gott danken, daß wir durchgekommen sind,“ rief Neuzen, als sie wieder auf die Straße traten, „was fällt Dir denn ein, Mensch, gerade in dem Momente zu pfeifen? Denkst Du denn nicht an die Festung?“

„Ich? — ich habe nicht gefressen,“ leugnete D'Neil.

„Warum hielt denn also der Major an? Freilich hast Du gepfeifen, Du Unglückspeifer.“

„Ich habe nicht gefressen, der Teufel, sag' ich!“

„In's Himmelsnamen denn, komm nur, daß wir bald in unserm Käfig sind.“

IX.

Unmöglich geworden.

Der Major, der schon bei den Aussagen des Gefangenen Verdacht geschöpft hatte, war in seinen Vermuthungen durch D'Neils Pfeifen bestärkt worden und hatte, entsetzt über ein so unerhörtes Faktum, den Obersten um diese ungewöhnliche Stunde aus dem Schlafe gestört. Der Alte rastete.

Ohne Rücksicht auf das äußerst Auffallende und Sonderbare seiner Handlungsweise, eilte er selber über die Straße, um eine in den Annalen des Regiments noch gar nicht vorgekommene persönliche nächtliche Inspizierung des Prososen vorzunehmen. Wohl eine halbe Stunde hatte er an das Hauptthor zu pochen, bis er endlich eingelassen wurde. Vater Bohrer brummte gewaltig über nächtliche Ruhestörung und dazwischen rief er immer wieder:

„Unser gnädiger Herr Oberst soll leben!“

Endlich schob sich der Kiegel weg und Vater Bohrer, dem späten Besuch in's Gesicht leuchtend, war nahe daran, vor Schrecken umzusinken, und fühlte sich mit einem Male gänzlich ernüchtert.

„Nichts Neues?“ herrschte ihm der Oberst zu.

„Nein, Herr Oberst.“

„Nichts?“ fragte er erstaunt. „Nichts bemerkt?“

„Nichts, Herr Oberst.“

„Da hört Alles auf. Führen Sie mich in's Arrest-lokal.“

„Es ist befehlt,“ wagte Vater Bohrer einzuwenden, der nahe daran war, seinen gnädigen Herrn Obersten, trotz aller ihm schuldigen Ehrfurcht, für plötzlich übergeschnappt zu halten.

„Sollte freilich sein,“ murmelte der Oberst grimmig, und seine Augen funkelten unheimlich. „Und Sie haben gar nichts bemerkt? Gar nichts?“

Vater Bohrer zerbrach sich vergebens den Kopf, was er denn eigentlich bemerkt haben sollte, er hielt es für seine Pflicht, etwas bemerkt zu haben. Endlich stotterte er verlegen:

„Ja wohl, Herr Oberst. Mamsell Toiron ist noch um zehn Uhr am Fenster gestanden und hat allerlei sonderbare Bewegungen und Zeichen gemacht.“

„Ah, Sie — —“ brummte der Oberst; das „Esel“ zerkaute er unverständlich zwischen den Zähnen. Dann fuhr er befehlend fort: „Gehen Sie hinein und überzeugen Sie sich, ob Ihre beiden Arrestanten hier sind; lassen Sie dabei die Thüre offen.“

Bohrer gehorchte und der Oberst blieb unweit der Thüre auf dem Korridor stehen. Er konnte deutlich schnarchen hören. Dann fuhr einer der beiden Schläfer auf — es war Neuzen's Stimme:

„Was giebt's?“

„Ich habe den Schlüssel zum Stockhause hier liegen lassen,“ äußerte Bohrer entschuldigend, „und habe es jetzt erst bemerkt, als ich visitiren wollte.“

„So suchen Sie ihn, aber beeilen Sie sich,“ brummte Neuzen und jetzt ließ sich auch D'Neils Stimme hören:

„Verdamnte Störer! Ich will schlaf. Keine Ruh! O Du lieber Augustin!“ säufelte sein Athem und ging dabei wieder in ein brausendes Geschnarche über.

Der Oberst laute an seinem Schnurrbarte, als Bohrer wieder zu ihm heraustrat und die Thüre schloß.

„Es ist gut,“ brummte er den alten Prososen an und dieser sah ihm kopfschüttelnd nach, denn begriff er schon das ganze Ereigniß nicht, so begriff er noch weniger des Obersten Befehl: „Sie schweigen über meine Visite.“

Am anderen Morgen meinte er geträumt zu haben und sagte:

„Der Rothe ist doch zu stark, ich muß mit Weißem anfangen.“

In aller Frühe wurden den beiden bei Vater Bohrer Einquartierten, mit dem Befehl, augenblicklich beim Obersten zu erscheinen, ihre Säbel zurückgestellt. Sie waren nicht wenig überrascht, da sich besonders Neuzen auf mehrere Tage gefaßt gemacht hatte. Nur D'Neil fand es ganz in der Ordnung, daß seine Unschuld anerkannt worden. Der Oberst empfing sie mit auffallender, an ihm ungewohnter Ruhe und nahm regungslos ihre Dankesformel entgegen.

„Ich habe Sie Ihres Arrestes entlassen,“ sprach er dann, „da ich mich über Beleidigungen, die nur mich persönlich angehen, hinwegsetzen kann. Etwas Anderes ist's aber, wenn der Dienst und das Reglement auf die unglaublichste Art verletzt werden. Da hört Alles auf — Ich weiß Alles.“

Was wußte er Alles? Den Beiden wurde unheimlich zu Muth; der Oberst fuhr immer noch ruhig fort:

„Sie waren heute Nacht nicht im Prososen-Arreste.“

„Man hat uns visitirt,“ wagte Neuzen einzuwenden.

„Ich weiß, ich weiß, das ist mit ein Grund, warum ich mich in außerdienstliche Verhandlungen mit Ihnen ein-

lasse. Den Beweis zu liefern, daß Sie fort waren, ist schwer — aber zu liefern ist er doch. Können Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie heute Nacht nicht in G. waren? Können Sie das?"

Beide schwiegen verlegen und ihre Blicke senkten sich zu Boden.

„Na also, Sie können's nicht geben,“ fuhr der Oberst fort, „aber ich will Ihr Unglück nicht; Sie, Herr Oberleutnant Reuzen, sind zwar sehr leichtsinnig und Ihnen würde eine tüchtige Lektion nichts schaden, aber ich will's Ihrer Jugend zugute rechnen. Sie, Herr Oberleutnant O'Neil, waren immer ein fleißiger, braver Offizier, bis Ihnen in letzter Zeit die Schrullen im Kopf gewachsen sind. Wie gesagt, ich will auch Ihr Unglück nicht, sonst wäre ich eigentlich verpflichtet, Ihnen den Prozeß zu machen. Sie sind im Prosößen-Arreste und gehen bei Nacht und Nebel durch und auf Abenteuer aus — na, Sie werden zugeben, daß da Alles aufhören muß. So 'was ist noch gar nicht dagewesen. Wo käme man denn da hin? Das kann nicht so fortgehen. Das kann man nicht dulden, und Offiziere, die sich so etwas zu Schulden kommen lassen, die kann ich in meinem Regimente nicht brauchen. Entweder heißt's dienen oder das Soldatensein aufgeben — sonst hört Alles auf.“

Der alte Wallone hatte sich in Eifer geredet und ging mit langen Schritten im Zimmer auf und ab. Jetzt machte er aber eine Pause, die er dazu benutzte, sich selber zu befeuern, und nach einer Weile begann er wieder vorschriftsmäßig gefassten:

„Sie haben Herrn Nummer, wie ich höre, einen großen Dienst geleistet und das ist ein mißlicher Umstand, aber nur in meinen Augen, nicht in denen eines Kriegsgerichts, verstanden? Dazu kommt noch, daß eine solche Affaire einen Skandal machen müßte und auf das ganze Regiment einen üblen Schein würfe, und wie gesagt, ich will Sie nicht in's Unglück bringen. D'rum habe ich Sie kommen lassen und stelle Ihnen frei, selber aus dem Regimente auszutreten und Ihre Charge freiwillig abzulegen. Schreiben Sie Ihr Gesuch, so scheiden wir als Freunde — wollen Sie nicht und legen es darauf ankommen, dann gehen Sie wieder zum Prosößen zurück und ich mache Ihnen den Prozeß — verstanden? Bleiben können Sie einmal nicht, das geht nicht, sonst hört Alles auf. Verstanden?“

Diesmal piff O'Neil ein sehr nachdrückliches:

„Durch die Wälder, durch die Auen.“

X.

Die letzten Konsequenzen.

Die Geschichte von den vierundzwanzig Stunden Hausarrest und ihren Konsequenzen ist bis auf das Ende zu Ende — für die Beteiligten freilich ist dieses Ende die Hauptsache gewesen.

Gemeinsam verzichteten sie auf ihre Charge, deren Lust und Leid sie gemeinsam getragen. Ihr Schicksal aber, das sie bisher so merkwürdig parallel geführt, schied nun ihre Wege. Ein Jeder schlug den seinen freudig ein, nachdem sie

sich noch einmal herzlich die Hand gedrückt und von den Kameraden ihres Regiments bei einem toastvollen Schmause Abschied genommen hatten. Man bedauerte ihren Austritt, denn sie waren als wackere Kameraden beliebt — aber wie das so geht, in das offene Bedauern mischte sich unter dem Deckmantel eines geräuschvollen Glückwunsches zur Freiheit das geheime Vergnügen der Schadenfreude — in einiger Zeit dachte man an sie, wie man der Verstorbenen gedenkt.

Wer sich noch für sie interessieren sollte, dem kann ich sagen, daß es ihnen gut geht. Reuzen heirathete, wie sich das von selbst versteht, auf der Basis seiner Verdienste und mit Nachhülfe der umfangreichen Fürsprache seiner nunmehrigen Schwiegermama, Minna. Seitdem er Familienvater ist, sagt er zu ihr immer:

„Mein liebes Kind.“

Advokat Nummer hat ihnen das Gut zur Mitgift gegeben, als sie Mann und Frau wurden. Kein Mensch würde den Pappelhof wiedererkennen. Die Pappeln sind geblieben, aber aus dem alten, rissigen Haus ist eine kleine prächtige Villa geworden. Reuzen qualifizirt sich allmählig zum tüchtigen Dekonomen, was er zu sein einstweilen nicht nöthig hat, da sein Schwiegervater das Gut verwaltet. Es ist ihm gelungen, die schöne Berner Kuh an sich zu bringen, die seinem ferneren Schicksale den ersten Anstoß gegeben und ihm vierundzwanzig Stunden Hausarrest gekostet hatte. Sie ist die Stammutter einer ganzen Generation von Direktions-Objekten geworden.

Von Zeit zu Zeit correspondirt Reuzen mit O'Neil; diesem ist es ungewöhnlicher ergangen. Er folgte den Anforderungen seiner Verwandtschaft und trat als Kapitän in die englische Fremdenlegion unter Oberst Stutterheim mit einem furchtbaren Haß gegen die Russen ein. Diesen Haß sollte er aber so wenig, als seine Gefährten den ihrigen, befriedigen. Die englische Regierung fand es für gut, sie sammt und sonders auf das Kap der guten Hoffnung zur Kolonisation zu senden.

Unlängst kam ein Brief von O'Neil im Pappelhofe an. Er schreibt, er lebe ganz merkwürdig auf seinem Hofe. Er halte Rinder, Hühner und Gänse und visitire alle Monate einmal seine Eskadron. Das Merkwürdigste sei, daß er jetzt einen Spottvogel und einen Papagei besitze, die ihm sehr viel Spaß machten und seine Einsamkeit belebten. Der Spottvogel singe immer:

„Durch die Wälder, durch die Auen“

und der Papagei krächze hundert Mal des Tages:

„O Du lieber Augustin.“

Es freue ihn das sehr, denn das seien immer seine Lieblingslieder gewesen, nur könne er nicht begreifen, wo die beiden Thiere das her hätten, da er sie doch noch ganz jung gekauft habe.

„Zehn Jahre brauche, bin ich klein Kapital,“ schreibt er, das Deutsch hat er fast ganz verlernt, „dann ich komme nach Europa und hole mir Miß Toison.“

Die zehn Jahre sind noch nicht vorüber. Sollte nach Ablauf derselben der gute O'Neil sein Wort einlösen, so werden wir hoffentlich Gelegenheit finden, an anderer Stelle über seine und seines Freundes fernere Schicksale zu berichten.

Plandereien am Kamin.

Selbstmord durch Spielzeug.

Aus Paris wird folgender Selbstmord berichtet: Seit etwa einem Jahre bemerkten die Bewohner einer Straße der Buttes Montmatre die finstere Schwermuth des Herrn L., eines ehemaligen Samenhändlers. Seine Traurigkeit erklärte sich aus den Verlust seines elfjährigen Sohnes, welcher seiner Mutter ins Grab gefolgt war. Herr L. lebte ganz allein. Seine einzige Gesellschaft bestand aus einer Dienerin, welche die Botschaft seines tiefbetrauerten Kindes gewesen war. Man sah ihn täglich einen Gang zum Kirchhof machen, von wo er stets in großer Niedergeschlagenheit zurückkehrte. Gestern fiel es einigen Nachbarn auf, das man Herrn L. seit drei Tagen nicht bemerkt habe. Man brachte diese Thatsache in Beziehung zu einem eigenthümlichen Umstand: er hatte am Sonnabend seine Dienerin zu Verwandten in St. Ouen geschickt, mit der Weisung, daß er ihrer vor Dienstag nicht bedürfe. Bald versammelte sich eine Menge Menschen vor der Thür; man öffnete leicht das Gitter des kleinen Hofes, welcher vor der Wohnung liegt. Alles war offen und man konnte in den Salon gelangen. Dort fand man neben einem umgeworfenen Stuhle den entseelten Körper des Herrn L., mit dem Antlitz der Erde zugekehrt, den rechten Schlas von einem Geschoß durchbohrt, welches bei seinem Ausgang das Auge zum Theil aus dem Kopfe getrieben hatte. Man suchte die Waffe, welche dem Unglücklichen den Tod gegeben hatte, vergebens im ganzen Zimmer. Nirgend eine Pistole! Der Verdacht richtete sich alsbald auf die Dienerin und man glaubte, daß ihre Reise nur ein Vorwand zur Flucht gewesen sei. Da kehrte die Dienerin unerwartet zurück. Ihre Bestürzung und ihre Verzweiflung waren zu aufrichtig, um dem Verdacht eine weitere Nahrung zu geben. Man suchte weiter und bemerkte plötzlich einen sonderbaren Gegenstand, auf welchen bisher Niemand geachtet hatte. Es war eine kleine Festung von Pappe, wie man sie Kindern als Spielzeug zu geben pflegt. In der Mitte befand sich eine kleine Kanone aus Kupfer, vom Kaliber eines kleinen Revolvers, welche auf einer Seite lag und mit schwarzem Staub bedeckt war, ein Zeichen, daß sie abgeschossen worden war. Als die Dienerin das Spielzeug erblickte, rief sie aus: Es ist das Spielzeug des armen kleinen Karl! Ich wußte, daß es so enden würde! — Der Arzt, welcher die Kugel herauszog, constatirte, daß sie genau in die Mündung der kleinen Kanone paßte. Die Angelegenheiten des Herrn L. befinden sich in vollständiger Ordnung. Die Liebe zu den Kindern scheint bei ihm eine sehr ausgesprochene gewesen zu sein. In seinem Testamente begegnet man mehreren Vermächtnissen für Kinderschulen. Er ist an der Seite seines Sohnes beerdigt worden.

Ein deutsches Ehebruchs-Drama.

Nicht die Franzosen allein liefern Stoff zu häuslichen Dramen, unser liebes Deutschland hat dergleichen ebenfalls aufzuweisen; die Effekte schwimmen bei uns nur nicht so auf der Oberfläche, wie bei unseren revanchelustigen Nachbarn. Wer sie aber zu suchen versteht, der findet sie auch hier, wie nachstehendes Exposé zu einer Tragödie zeigt, das wir nach dem Berliner Leben liefern. Der Held derselben ist ein früherer, ziemlich hochgestellter Beamter, jetzt a. D., der zur Zeit des Krieges namentlich viel mit den Armee-Lieferanten zu thun hatte. Nach Beendigung des Krieges nahm er seinen Abschied, kaufte sich ein sehr schönes Haus, richtete sich überall nobel ein und lebt noch als grand seigneur. Bei Beginn des Krieges war er schon vierzehn Jahr verheirathet. Seine Frau war nicht besonders hübsch, aber von sanftem

Charakter und sehr wirthschaftlich. Aus dieser Ehe lebte eine Tochter, die jetzt siebzehn Jahre zählt. Vor vier Jahren führte den Helden unserer Erzählung sein Amt nach Erfurt. Dort lernte er ein Mädchen kennen mit glattem Gesicht und leichten Grundzügen. Das Verhältniß zwischen Beiden wurde bald ein intimes und als der Herr nach Berlin reiste, nahm er die Geliebte mit. In der Residenz mietete er für sie eine Wohnung; aber das Besuchen wurde ihm mit der Zeit zu umständlich; er sann auf ein Mittel, das Mädchen zu sich in's Haus zu bekommen. Eines Tages sagte er seiner Frau, die Köchin, die sie habe, verstehe nichts von der Kochkunst. Ein Freund habe ihm empfohlen, sich eine Thüringerin für die Küche zu mieten; er wisse eine, die sei gerade außer Stellung. Die arglose Frau war gleich bereit, dem Wunsche ihres Mannes nachzukommen: sie entließ ihre Dörflerin und nahm die Thüringerin. Die Letztere wußte sich sehr geschickt in ihre niedere Rolle zu fügen. Was die Herrschaft befahl, that sie mit großem Eifer. Eines Tages kam aber die Tochter zufällig dazu, wie der Papa recht artig mit der Köchin chämirt. Sie erzählte sogleich ihrer Mutter, was sie gesehen und gehört. Die einfache Frau war darüber auf den Tod erschrocken. Als der Mann in's Zimmer trat, fand er die betrogene Gattin in Thränen. Auf seine Frage, was ihr fehle, schluchzte sie: „Und Du fragst noch? Ich verlange als Frau, daß die Person, die Du auf unwürdige Weise in's Haus geschmuggelt hast, sofort entlassen werde!“ — Als der Treulose sich verrathen sah, ließ er die Maske fallen: „Das Mädchen bleibt hier!“ herrschte er die Frau an, „und wenn Dir das nicht gefällt, suche Dir ein anderes Ayl!“ Auch die sogenannte Köchin nahm jetzt einen hohen Ton an, und Beide tyrannisirten nun die arme Frau die ganze Zeit hindurch, bis vor mehreren Tagen die Bedauernswerthe als „geistig krank“ einer Irrenanstalt, viele Meilen von Berlin, übergeben worden ist. Die Tochter ist seit einem Jahre in einem Konfektionsgeschäft; sie wohnt allein und kümmert sich ebenso wenig um ihren Vater, wie der Vater um sein Kind. — Jetzt geht die allerdings sehr hübsche Erfurterin in Sammet und Seide, und fährt mit ihrem Galan bei schönem Wetter in eleganter Equipage spazieren. —

Eine Frau saß im Theater, als ihr plötzlich gemeldet wurde, daß ihr Mann soeben vom Pferde gestürzt und lebensgefährlich verletzt sei. Unter Schluchzen und Wehklagen stürzt sie hinaus; vor der Thür besinnt sie sich plötzlich, kehrt noch einmal um und sagt zum Logenschließer: „Geben Sie mir doch eine Kontremarke; das hätte ich beinahe vergessen!“

Eine junge Dame, welche sich mit einem jungen Manne stets schraubte, fragte in einer Gesellschaft denselben, auf seinen sehr dünnen Schnurrbart anspielend: „Sie stehen wohl noch mit den jungen Gänsen in Streit?“ — „Wie Sie wissen, Fräulein, sind wir Beide noch nie einig geworden,“ lautete die Antwort.

— Ein Schulmeister erzählte seinen Kindern von den Plagen Aegyptens. Der kleine Krischan blüht ihn freundlich an. — „Ja, Krischan,“ sagt Jener, „freue Dich, daß es uns nicht so geht; was wollten wir einmal angefangen haben, wenn alles Wasser zu Blut geworden wäre?“ — Da schnalzt der Junge mit der Zunge, wischt sich begehrlieh den Mund und ruft vergnügt: „Dann hätten wir alle Tage Schwarzsauer gegessen!“

Dieser Nummer ist die Nr. 1 des zweiten Jahrganges zur Ansicht beigegeben.